

Seelsorge in der Diakonie RWL

Einblicke, Erfahrungen und Perspektiven

Digitale Impulse aus dem Kontext der Diakonie RWL

Inhalt

Einleitung: Seelsorge im Kontext der Diakonie	3
<i>Pfarrer Christian Heine-Göttelmann</i>	3
Geschichtlich-theologische Aspekte einer Seelsorge in der Diakonie	5
<i>Professor Dr. Dieter Beese</i>	5
Seelsorge in einer sorgenden Gemeinde.....	13
<i>Dr. Ingo Habenicht</i>	13
Dienstbarer Knecht und freie Herrin – Seelsorge in einem diakonischen Sozialunternehmen.....	21
<i>Pfarrerin Sabine Richter</i>	21
Mitarbeitendenseelsorge bei der Diakonie Düsseldorf	28
<i>Pfarrerin Claudia Weitz-Schäfer</i>	28
Diakone und Diakoninnen in der Seelsorge – ein Zukunftsmodell?	37
<i>Vorstand Uwe Leicht, Diakonin Sabine Noack, Diakon Ulrich Severitt</i>	37
Altenseelsorge als Netzwerk im Sozialraum	44
<i>Geschäftsführer Dr. Dietmar Kehlbreier</i>	44
Seelsorge in der Kinder- und Jugendhilfe	50
<i>Vorstand Markus Eisele und Pfarrer Dietmar Redeker</i>	50
Seelsorge in der Psychiatrie	58
<i>Pfarrerin Iris Müller-Friege</i>	58
Seelsorge in der Hospizarbeit.....	65
<i>Vorstand Martin Wehn</i>	65
Autor*innenverzeichnis	71
Impressum	72

Einleitung: Seelsorge im Kontext der Diakonie

Pfarrer Christian Heine-Göttelmann

»Du stellst meine Füße auf weiten Raum« (Psalm 31)

Die derzeitige Debatte um Seelsorge im Kontext der Diakonie ist im Verbandsgebiet der Diakonie RWL eingebettet zwischen zwei Synoden der rheinischen Landeskirche mit wichtigen inhaltlichen Schwerpunkten. 2020 tagte die Synode zum Thema »Diakonie«. Aufgrund der Corona-Pandemie wurde das Schwerpunktthema »Seelsorge« von 2021 auf 2022 vertagt. So knüpft diese Debatte neben allen grundsätzlichen Erwägungen sicherlich auch an die Frage an, in welcher Weise Diakonie Kirche ist und wie sie in ihrer »gelebten Praxis des Evangeliums« in Erscheinung tritt.

»Seelsorge ist persönliche Lebens- und Glaubenshilfe. Sie unterstützt im Angesicht Gottes den ganzen Menschen in seiner leiblichen, seelischen, geistigen und sozialen Wirklichkeit. Sie ermutigt, stärkt, tröstet, begleitet und hilft, Krisen zu bewältigen und Probleme zu lösen. Sie ist gelebte Praxis des Evangeliums. Seelsorge ist die Muttersprache der Kirche und Seelsorge ist Aufgabe der ganzen Kirche«. (Handreichung zur Seelsorge der Evangelischen Kirche im Rheinland)

Als nun in Corona-Pandemie-Zeiten in Presse und Politik die Frage laut wurde, ob und wie Kirche in dieser Zeit für die Menschen da war und ob sie in ihren Funktionen als »systemrelevant« einzustufen sei, ist in NRW die Debatte letztendlich zunächst über die Funktionsträger »Pfarrerinnen und Pfarrer« geführt worden – vor allem im Blick auf Beerdigungen. Selbst Funktionsträger der Kirchen haben zunächst die kirchliche Sozialarbeit nicht im Blick gehabt und wenig mit den vielfältigen helfenden Begegnungen in Krankenhäusern, Alten- und Jugendhilfeeinrichtungen argumentiert. Dass die Sorge für die Menschen in allen Handlungsfeldern der Diakonie nicht nur die körperliche Unversehrtheit im Blick hat, sondern in einer »ganzheitlichen« christlichen Sicht die Resilienzpotenziale von Spiritualität, »Re-ligio« (als Rückbindung an ein größeres Ganzes) aufnimmt, machte sich schon durch den Einsatz vieler Pfarrerinnen und Pfarrer, Diakoninnen und Diakone, Seelsorgerinnen und Seelsorger in der finanziellen Verantwortung der diakonischen Träger selbst deutlich.

Seelsorge in der Diakonie sieht den Menschen in seinen sozialen, spirituellen und materiellen Lebensbezügen, sorgend, teilnehmend, ermutigend und stärkend. Im Sinne des Psalms 31 geht es um das Erlebnis in einer subjektiv empfundenen Krise, wenn um einen herum das Meer tobt, einen verlässlichen Anker zu finden, einen Felsen in der Brandung, neue Handlungsmöglichkeiten zu entdecken, Angst zu überwinden, Verstrickungen aufzulösen, Stärke zurückzugewinnen, Weite und Zukunftsoptimismus wieder zu erlangen, sich verbunden zu wissen mit dem, was einen Menschen durchs Leben trägt. Gott als Chiffre für Verbundenheit (statt Einsamkeit), Hoffnung, Zuversicht in die eigene Zukunft. Gerade letzteres setzt die körperlich-seelische »Gesundheit« und den Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen als Potenzial für die Zukunftsgestaltung voraus.

Das Zusammenwirken unterschiedlichster Professionen in den diakonischen Handlungsfeldern bietet daher für ein so verstandenes »Heil« des Menschen einen schon immer vielversprechenden Ansatz. So gesehen müsste die »Sorge« der Diakonie um den

Menschen zu seiner von Gott gewollten Menschlichkeit (Bindungsfähigkeit, Teilhabe, Liebesfähigkeit, Selbst- und Fremdsorge) führen.

Wir beobachten: In Corona-Zeiten erlebt Seelsorge geradezu eine neue Wertschätzung und Blüte. Corona schafft offensichtlich eine Situation, die drei menschliche Kernbedürfnisse elementar betrifft und bedroht: Beziehung, Sicherheit und Autonomie. In diesen herausfordernden Zeiten schafft Seelsorge Raum für unbedingte Wertschätzung, Stärkung und Ermutigung und ist ein Ort, an dem Leid benannt, Sehnsucht ausgedrückt und Hoffnung (neu) formuliert werden kann. Seelsorge schafft somit Raum für (An-)Klage, für Klärungsprozesse und Selbstthematization. In der Seelsorge wissen wir grundlegend darum, dass unser Leben gebrochen und fragmentarisch ist und vor allem relativ, das heißt auf Beziehungen angewiesen ist – wohl wissend: Leben ist stets Leben in Beziehung – zu mir selbst, zu meinem Mitmenschen und zu Gott.

Seelsorge hat ungebrochen auch in Pandemie-Zeiten viele Gesichter und kennt viele Kommunikationswege – auch digital über Textnachrichten und WhatsApp, über Video-Gespräche, über Chats und Telefongespräche. Grundlegend für alle Formate ist und bleibt eine seelsorgerliche Haltung von Wahrnehmen, Begleiten, Ermächtigen, weil Gott den Menschen so sieht wie er ist und bedingungslos in Beziehung tritt.

Mit einer Denkgruppe von zehn Vorstandstheolog*innen und Seelsorge-Expert*innen haben wir uns intensiv zu den Chancen, Potenzialen, nötigen Rahmenbedingungen und absehbaren Herausforderungen für die Seelsorge in der Diakonie RWL ausgetauscht.

Die vorliegende Veröffentlichung gibt uns für den weiteren Diskurs Ein- und Ausblicke in das komplexe Themenfeld der Seelsorge: erfahrungsbezogen, kritisch würdigend und impulsgebend für die Zukunft.

Wir waren uns darüber einig, dass die Ziellinie sein sollte: bedarfsgerecht, qualitativ gut, verlässlich, gut vernetzt, klar strukturiert und kommuniziert Seelsorge anbieten zu können.

Mit der zugesprochenen Ermutigung für unsere weitere Wegstrecke »Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.« (2.Timotheus 1,7) freuen wir uns auf den Austausch und den Seelsorgediskurs mit Ihnen.

Geschichtlich-theologische Aspekte einer Seelsorge in der Diakonie

Professor Dr. Dieter Beese

1. Der Mensch: eine lebendige Seele

»Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.« (1. Mose 2,7, 1912) Gott, Leib und Leben gehören in die Anfangserzählung vom Menschen ebenso hinein wie der Garten – die Welt, in die der Mensch hineingestellt ist. Tätig und müßig, essend und trinkend, sich vermehrend und herrschend, bebauend und bewahrend, Grenzen überschreitend, sich verfehlend und sich verlierend, jeweils zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort, von Gott umsorgt und zur Antwort gerufen – das ist der Mensch, kein außer der Welt hockendes Wesen, sondern lebendige, leibhaftige Seele in sozialen und biologischen Bezügen. Um ihn geht es in der Seelsorge.

Eine biblische Schöpfungserzählung an den Beginn eines Überblickstextes zur Seelsorge zu stellen, ist ein Statement, ein Bekenntnis: Seelsorge, sofern sie in und durch Kirche und Diakonie zu verantworten ist, verdankt sich dem Evangelium von Jesus Christus, das in der Glaubensüberlieferung Israels wurzelt. Jesus teilt mit dieser Überlieferung den Schöpfungsglauben und die Erwartung der Gottesherrschaft. Er ist überzeugt, dass das Reich Gottes mit ihm anbricht. Paulus entfaltet dieses Geschehen als neue Schöpfung, der johanneische Schriftenkreis als ewiges Leben. In der Seelsorge geht es darum, dass das Leben der Menschen auf Gottes Gegenwart hin durchsichtig wird. Im Licht dieser Gottesgegenwart verstehen Menschen die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihres Lebens neu. Sie leben ihr Leben auch auf neue Weise, nämlich als ein Leben des Glaubens in Dankbarkeit. (Dalferth 2013, 281 f.)

Die Bibel kennt keinen Allgemeinbegriff, der mit einem einzigen Wort, Seelsorge, die Sorge um und für den Menschen bezeichnet. Die Versuchung ist groß, ein jeweils eigenes Verständnis von Seelsorge in die Bibel hineinzulesen und dementsprechend biblische Bilder, Motive, Texte und Überlieferungen auszuwählen, zu betonen und miteinander zu kombinieren. Andererseits stellt sich der Glaube die Frage, was dem Menschen in seiner jeweils konkreten Situation guttut, und was seiner Bestimmung als lebendige Seele vor Gott und den Menschen in der Welt entspricht. Die Bibel bietet dazu mit ihrer Fülle an Material und der ihr eigenen Sinnkomplexität Anschauung, Orientierung und nicht zuletzt ein kritisches Widerlager gegenüber eigenen Lieblingsgedanken. (Ziemer 2000, 41-43; Stengel 2016, 128 f.)

2. Seele und Psyche: Ein schwieriges Erbe

Plato ruft dazu auf, sich mehr um die Seele (Psyche) als um materielle Dinge zu sorgen. Damit verfolgt der Philosoph eine pädagogisch-politische Intention: Allgemeinwohl und Eigennutz sollen im Sinne der Idee des Guten durch entsprechende Tugenden der Polis Athen zugutekommen. In der hellenistischen Welt mischen sich westliche und östliche Kulturen. Die Rezeption der Philosophie Platons unterliegt jedoch je länger je mehr einem radikalen Spiritualisierungsprozess: Idee und Leben, Geist und Materie, Psyche und Kosmos erscheinen zunehmend eingespannt in eine von Erlösungssehnsucht geprägte dualistische

Weltanschauung. Für den Begriff Seele (griechisch Psyche) hat der Eintritt des Christentums in die Welt des Hellenismus weitreichende Folgen: die Transformation des jüdischen und christlichen Glaubens im Hellenismus schlägt sich in der Übersetzung vom Hebräischen ins Griechische nieder. In der Septuaginta, der griechischen Übersetzung des hebräischen Alten Testaments, verschiebt sich die Bedeutung wichtiger Begriffe: Aspekte, die im Hebräischen zusammengehören, treten auseinander (Barmherzigkeit versus Gerechtigkeit). Eigenständige Phänomene, wie das leibhafte Leben, die Begierde und die innere Regung, werden mit einem einzigen Begriff (Psyche) wiedergegeben. Hebräische Vorstellungen werden griechisch gelesen. Die Überlieferung Israels erscheint nunmehr im Licht hellenistischen Denkens. (Nauer 2014, 52-72; Klessmann 2015, 26-31)

Das Christentum setzt sich gegen dualistische, spiritualistische Sichtweisen zur Wehr, indem es darauf beharrt, dass Christus nicht nur Lichtseele, sondern wirklicher Mensch ist. Christus nimmt nicht einen Scheinleib an, sondern leidet wirklich, stirbt tatsächlich am Kreuz, und sein Leichnam wird begraben. Christen glauben an die leibliche Auferstehung. Deshalb muss auch das Grab des Auferstandenen leer sein. Weil das ewige Leben leibhaft ist, sind auch die konkreten Werke der Barmherzigkeit unverzichtbar. Asketische, enthusiastische und mystisch-kontemplative Entrückungserfahrungen werden strikt dem Liebesgebot untergeordnet: Sprecht im Gottesdienst klar und verständlich; lasst alle Gemeindeglieder ohne Unterschied an den Gaben der Eucharistie teilhaben; teilt Freude und Leid miteinander; lasst keine Spaltungen aufkommen, damit der eine Leib Christi, dessen Glieder ihr durch die Taufe geworden seid, nicht getrennt wird. Das Verhältnis der Geschlechter und Generationen zueinander soll von Respekt bestimmt sein. Die Ehe ist geschützt. Unverheiratete Frauen und Witwen haben ihren festen Ort in der Gemeinde. Kinder sind nicht nur erwünscht – sie sind gesegnet und können geradezu Vorbild des Glaubens sein. Verachtung der Alten durch die Jugend und Übergriffe elterlicher Gewalt gegen Heranwachsende sind verpönt.

Die Abwehr des neuplatonischen Spiritualismus ist allerdings nur begrenzt erfolgreich. Spiritualistische Weltanschauungen dringen immer wieder tief in das christliche Selbstverständnis und seine Praxis ein. Leibfeindlichkeit zeigt sich nicht zuletzt als Sexual- und Frauenfeindlichkeit. (Zu Gender und Körperlichkeit: Karle 2020, 422-428). Welt- und Menschenverachtung, seelische und soziale Kälte, moralische Verirrung zwischen Asketismus und Libertinismus im Namen einer angeblich höheren Welt, höherer Notwendigkeiten, höherer Güter und höherer Einsicht und Berufung sind darüber hinaus eine Versuchung der Kirchen bis heute. Die historischen Fehlleistungen, auch der evangelischen Kirchen, bis hin zu den Skandalen, die bis in die Gegenwart hinein die Vertrauenswürdigkeit des Christentums tief erschüttern, sprechen eine unmissverständliche Sprache. (Nauer 2014, 88-96)

3. Politischer Kontext: Bedrängnis, Privilegierung, Selbstbehauptung

Das Römische Reich hat ein bis dahin beispiellos hohes zivilisatorisches Niveau erreicht. Seine zeitgenössischen und historischen Fernwirkungen sind immens. Es ist von ethnischer, kultureller, religiöser, medialer und mobiler Pluralität geprägt. Zugleich sind soziale Zerklüftung, Kriege, Gewalt und Umweltzerstörung an der Tagesordnung (Schlott 2016). Mit der Konsolidierung des Christentums unter den Verhältnissen des globalen Imperiums sind drei Optionen verbunden: Exklusion bis zur Verfolgung, Inklusion bis zur Privilegierung, Selbstbehauptung im Zusammenbruch aller weltlichen Ordnungen. Christen lernen diese Phänomene kennen und verinnerlichen in Zustimmung und Abwehr entsprechende Haltungen. Die Verfolgungen durch den römischen Staat, die Konstantinische Wende und

der Untergang Roms sind für die seelsorgliche Theorie und Praxis bis heute von fundamentaler Bedeutung: sofern Christen die Erfahrung von Stigmatisierung, Bedrängnis und Bedrohung machen, liegt der Bedarf an gegenseitiger Unterstützung auf der Hand: Bedrängte Christen brauchen Stärkung, damit sie nicht verzweifeln. Sie sollen vielmehr, soweit es ihnen gegeben ist, das Leben bewältigen, Resilienz ausbilden, Widerstand leisten und Christus und seiner Gemeinde die Treue halten. Dazu hilft ihnen der persönliche Beistand von Einzelnen und Gruppen. Sofern Christen nicht mehr bedrängt und verfolgt werden, sondern die Segnungen eines für den christlichen Glauben nicht nur offenen, sondern mit Vorrechten und Aufstiegsmöglichkeiten winkenden Gemeinwesens kennenlernen, bedürfen sie der Ermutigung zur Teilhabe am allgemeinen Leben und zur Verantwortungsübernahme sowie der Gewissensschärfung für die Gratwanderung zwischen Kooperation und Korruption. Fällt das gewohnte Stützungssystem aufgrund der Selbstauflösung und Selbstzerstörung des einst christlichen globalen Players weg, brauchen sie Mut, Standhaftigkeit und den Willen zum institutionellen Selbsterhalt ihrer Gemeinden und ihrer Kirche, um die Seelen, die ihnen anvertraut sind, nicht ohne Schutz und Beistand zu lassen.

Jedes Seelsorgeverständnis repräsentiert die Fragestellung seiner Zeit und beantwortet die gestellten Fragen auf seine Weise: Der Ruf zum Zeugnis und die Verheißung himmlischen Lohns prägen die Seelsorge in der Kirche der Märtyrer und Bekenner. Die gemeinsam den Kreuzesweg der Nachfolge gehenden Jünger Jesu werden durch sie gestärkt. Volkspädagogisch-disziplinierende Seelsorge und der Rat externer Experten (Einsiedler, Sondergruppen und Klostersgemeinschaften) antworten auf den schnellen Übergang von der verfolgten Minderheit zum volkskirchlichen Christentum. Priesterlich-klerikale Seelsorge geht Sündern und Sünderinnen untersuchend nach. Sie ist Beichtseelsorge zwischen Absolution und Kirchenstrafe und antwortet auf Übergriffe gegen die sich selbst behauptende Kirche von außen sowie auf Irrlehren (Ketzerei) und Spaltungen (Häresie) im Innern. Tröstende Seelsorge durch gegenseitigen Beistand arbeitet sich an den Anfechtungen der Härte des Lebens, dem geistlichen Versagen der Kirche und der Macht des Teufels ab. Seelsorgliche Kirchenzucht sichert die Identität neu gewonnener Glaubensgewissheit und widersetzt sich äußerem Verfolgungsdruck. Amtskirchliche Seelsorge gewährleistet die gleichmäßige, korrekte und zügige Versorgung des Kirchenvolks, indem sie begehrte Amtshandlungen auf Antrag nach Zuständigkeit gewährt. Erbauliche Seelsorge gewinnt die affektive Glaubensdimension gegenüber veräußerlichter Kirchlichkeit zurück. Seelsorgliche Bildung verschafft der Person in ihrer Würde Freiheit gegenüber frommem Konformismus und manipulativem Bekehrungseifer. Aufgeklärt-rationale Seelsorge mehrt den Nutzen der Religion und bereichert Ethos und Kultur. Rettende Liebe und sozialdiagnostisch-integrative Seelsorge schaffen Raum für die Überwindung von Kollateralschäden der Industrialisierung und lösen die Kirche aus ihrer Klassenbindung. Kerygmatische Seelsorge vollzieht den Bruch mit jeder kulturellen und politischen Instrumentalisierung von Religion und insistiert auf dem Wort Gottes, das Gehör und Gehorsam fordert. Beratende und (psycho-)therapeutische Seelsorge geben dem Menschen in seiner je besonderen Lage die Aufmerksamkeit, Zuwendung und Fachexpertise, derer er bedarf. Systemische Seelsorge befreit das Individuum von Defizitzuschreibungen und Regelzwängen und hilft ihm zur Gestaltung seiner Biografie in sozialen Bezügen unter den Bedingungen von Unsicherheit und Überkomplexität. Jeder Tag hat seine eigene Plage: Alltagsseelsorge dient der Entsorgung des alltäglichen Lebens durch anlassbezogene Würdigungen, Begegnungen zwischen Tür und Angel und absichtslos-absichtsvolle Interventionen.

Im Seelsorgeverständnis setzen die römisch-katholische und die evangelische Kirche unterschiedliche Akzente. Die römisch-katholische Kirche hat, nicht zuletzt aufgrund der beschriebenen historischen Grunderfahrungen, ein dezidiert positives Verhältnis zur institutionellen Selbstbehauptung. Christen in reformatorischer Tradition grenzen sich von der Vorstellung ab, allein in der sich selbst behauptenden universalen hierarchisch-sakramental verfassten *societas perfecta* unter dem Bischof von Rom subsistiere die wahre Kirche Jesu Christi. Die der Zwei-Reiche-Lehre entsprechende Unterscheidung der geistlichen von der weltlichen Gewalt gehört zum reformatorischen Credo. Gleichwohl wirkt im geltenden Verfassungs- und Staatskirchenrecht das landesherrliche Kirchenregiment als partnerschaftliche Zuordnung bei gleichzeitiger Trennung von Staat und Kirche fort und sorgt für institutionell-rechtlichen Schutz und entlastet Kirche und Diakonie von Aufgabe. In der Einzelseelsorge die Mitte des seelsorglichen Auftrags zu suchen (*cura animarum specialis*) entspricht dem affirmativen Verhältnis des Protestantismus zu den neuzeitlichen Individualisierungsprozessen. Die Seelsorge im weiteren Sinne (*cura animarum generalis*) erneut in den Blick zu nehmen, bezieht demgegenüber die gesellschaftliche Wirklichkeit in die Verantwortung für Verlässlichkeit und Nachhaltigkeit der Seelsorge ein (Klessmann 2015, 11-25; Pohl-Patalong 2007, 63-89).

4. Der Hirte: Persönliche Zuwendung, Institutionalisierung und ein Überschuss an Hoffnung

Gott selbst ist der »erste Seelsorger und Prinzip aller Seelsorge«. (Steiger 2000, 31). Besonders wirkmächtig in Theorie und Praxis der Seelsorge ist das biblische Bild vom Hirten. Jesus gilt als der gute Hirte, der den Schafen nachgeht, seine Herde weidet und sein Leben für sie gibt.

- Der Hirte steht für die Zuwendung und Fürsorge Gottes und motiviert zur gegenseitigen Seelsorge der Gläubigen, die füreinander Hirten sind. (Gestrich 1990).
- Das Bild des Hirten (lateinisch: *pastor*, griechisch: *poimen*) ist in den Bezeichnungen für den kirchlichen Dienst (kath.: *Pastoral*) das kirchliche Amt (*Pastor*in*) und dessen Berufstheorie (*Pastoraltheologie*, *Poimenik*) bis heute erkennbar.
- Das Hirtenbild steht für die mit dem Hirten verbundene Aufsichts- und Leitungsfunktion (1. Petrus 2,25). Damit ist der souveräne Anspruch des Herrschers aufgerufen, welcher, zum Sohn Gottes eingesetzt, sein Volk und die anderen Völker regiert, bei Widerstreben auch mit eisernem Zepter. (Psalm 2, 7-9)

Je nach Lage verschaffen sich die genannten Aspekte in Konzept und Praxis von Seelsorge Plausibilität und Geltung.

4.1 Persönliche Zuwendung

»Solange es Kirche gibt, haben ihre Mitglieder sich gegenseitig geholfen, wie dies in allen menschlichen Solidargemeinschaften der Fall ist« (Stollberg 1996, 175). Im gegenseitigen Trösten, Ermahnen, Helfen und Beistehen entsprechen Menschen dem Bild des guten Hirten. Jesus und, mit ihm, seine Gemeinde haben auf die Überlieferung und Erfahrung zurückgreifen können, dass Gott seine Geschöpfe segnet, die Elenden sieht, die Rufe aus der Not hört, Kranke heilt, Zerstreute sammelt, des Menschen gedenkt, Schuld vergibt, Treue hält, Bedrängten beisteht, das Recht liebt und Gerechtigkeit schafft (Beese 2016, 48 f.). Die Schriften des Neuen Testaments verdanken diesem Glauben Gehalt und Gestalt. Die Praxis der Gemeinde bringt ein diesem Glauben entsprechendes seelsorgliches Ethos hervor. (Stark 1997)

In Konzept und Praxis der Seelsorge überwiegt je nach Lage der beratend-aufklärende, begleitend-tröstende, therapeutisch-heilende, ermahnen-orientierende, verkündigend-vergewissernde, ermutigend-stärkende, spirituell/liturgisch-verinnerlichende, praktisch-assistierende oder der versöhnend-gemeinschaftsstiftende Aspekt von Seelsorge. Dies hängt von dem besonderen Charakter der erforderlichen Zuwendung, der Erwartung des Gegenübers, dem Beruf oder der Profession, der persönlichen Kompetenz und Begabung sowie der programmatischen Orientierung der oder des Seelsorge Gebenden ab.

In die seelsorgliche Zuwendung fließen Einsichten, Fähigkeiten und Fertigkeiten aus der Alltags- und Lebenserfahrung und aus dem Zusammenwirken von Geistes-, Human- und Sozialwissenschaften ein. Je nach besonderem Setting begegnet der Seelsorge erfahrenden Person zufällig ein menschenfreundlicher Zeitgenosse, eine im kirchlichen Auftrag engagierte und ehrenamtlich tätige, eine hauptamtlich im kirchlichen Dienst stehende Person, oder ein Christenmensch mit einschlägiger außertheologischer Profession. Entsprechend der anstehenden Aufgabenstellung ist das jeweils Angemessene zu finden. Wo es zu Überbetonungen, Vereinseitigungen, Verabsolutierungen oder falschen Alternativen kommt, steigt das Risiko von Qualitätsverlust, Übergriff und Missbrauch. In dem Maße, wie die Qualität der Seelsorge entwickelt und gesichert ist, bleiben Seelsorge Erfahrende stets freie, in ihrer Würde respektierte Personen. Sie werden nicht auf den Status etwa von Ratsuchenden, Patienten, Klienten, Kunden, Gästen, Personalressourcen, Beichtkindern, Instruktionsempfängern, Kämpfern, Opfern oder Tätern reduziert.

4.2 Institutionalisierung

»Wichtige Grundlagen für die konkrete Ausübung von Seelsorge wurden in den frühen Kirchenordnungen [...] nicht zuletzt durch die Differenzierung der verschiedenen Ämter [...] und die Abgrenzung von Kompetenzbereichen sowie durch den Schutz der diakonischen Dienste vor Missbrauch [...] gelegt« (Steiger 2000, 8). Die Ausprägung des Hirtenamtes als kirchliches Amt ist Ausdruck des Bedürfnisses nach Verlässlichkeit und Klarheit der seelsorglichen Zuwendung. Zugleich ist sie die Antwort auf diesen Bedarf.

Institutionalisierung der Seelsorge als Auftrag der Kirche ist angelegt in der Verheißung der Treue des Hirten, in der Mahnung an die Gläubigen zum Bleiben und zum Festhalten an der Gemeinschaft und in der Sendung der Christen, ihrer Mission. (Matthäus 28, 16-20; Apostelgeschichte 1,8)

Soll die in Christus geschenkte Freiheit ausgestaltet, bewährt und nicht verspielt werden, so bedarf es der institutionalisierten Dauerreflexion über die hier und jetzt maßgebliche gemeinsame Orientierung, vielgestaltiger und verbindlich aufeinander bezogener, gemeinsam getragener Mandatierungen und anerkannter Verfahren und Formen seelsorglichen Handelns. Die Dauerreflexion vollzieht sich im theologischen Diskurs von der Alltags- und Laientheologie bis zur öffentlich anerkannten Wissenschaft als kritische Selbstprüfung der Kirche. Die Mandatierungen erfolgen durch die Ordination und Beauftragung geeigneter und kompetenter Personen, verbunden mit entsprechenden Bildungsprozessen. Die Anerkennung von Verfahren und Formen der Seelsorge sorgt dafür, dass die Handlungsoptionen hinreichend differenziert, zugleich aber auch auftragsentsprechend für die seelsorgliche Praxis zur Verfügung stehen. (Lammer und andere 2015, 73-112)

Im neuzeitlichen Modernisierungsprozess haben sich die in das Pfarramt eingebundene Privatseelsorge und eine dem öffentlichen Hilfesystem zugeordnete diakonische Seelsorge ausdifferenziert. (Steck 2011, 62 f.) Gleichzeitig gilt: Diakonie ist Kirche. (Diakonische

Konferenz 1997, 202) Gleich, ob es um Unternehmensvorstände und Geschäftsführungen in der Diakonie oder um kirchliche Leitungsebenen geht: Kirchlichkeit der Seelsorge und Seelsorglichkeit der Kirche gehören zusammen. (Noth 2014, 222) Explizit seelsorglich intendiertes Leitungshandeln ist sowohl nötig und möglich wie auch wirksam. (Lammer 2019, 147; 2015, 81-119) Auf der Ebene der Institution und Organisation findet in maßgeblicher Weise die Vermittlung der allgemeinen Lage mit der Situation der Individuen statt. Wahrnehmung der Umwelt, Gemeinsamkeit des Auftrags bei aller Differenziertheit der Sozialgestalt und entsprechende Steuerungsprozesse in Kirche und Diakonie haben existentielle Bedeutung für die an der Seelsorge im Geben und Nehmen Beteiligten. Seelsorge in der Diakonie kann die Subjektorientierung des Hilfehandelns stärken. (Klessmann 2006, 66) Gegenwärtig erfordern die Personalpolitik und die Gestaltung der Arbeitsbeziehungen in Kirche und Diakonie als Dienstgemeinschaft besondere Sensibilität. (Diakonische Konferenz 1997, 201 f.; Kurschus/Beese 2018, 17-18)

4.3 Überschuss an Hoffnung

Jesus ist als guter Hirte zugleich endzeitlicher Richter und Herr über alle Mächte und Gewalten zwischen Himmel und Erde. Seiner Königsherrschaft müssen sich alle Knie beugen. In der Tradition des prophetischen Protests gegen Machtmissbrauch und Menschenverachtung fehlt es bei Jesus und seiner Gemeinde nicht an Kritik gegenüber weltlichen Mächten und Gewalten. Jesus verlangt, dass es bei seinen Jüngern nicht so zugehen soll, wie bei den imperialen Exekutoren. Paulus besteht darauf, dass die Gemeinde Gott im Alltag dient und sich nicht der Welt gleichschaltet. Jesus geht in seinen Gleichnissen allerdings von den herrschenden Verhältnissen als Realität aus. Paulus würdigt die römische Weltmacht als Diakonin im Dienst des Allgemeinwohls (Römerbrief 13). Die späteren Schriften der Paulusschule suchen für Christen ein ehrbares Leben in Treue zum Evangelium und im Frieden mit der sozialen Umwelt.

Die Macht des Hirten reicht jedoch über jeden Status Quo hinaus. Auch die anderen zwischen Himmel und Erde stehenden Mächte und Gewalten: Sünde, Tod und Teufel, kapitulieren, wenn der Erzhirte erscheint (1. Petrus 5,4). Dass Gottes Barmherzigkeit und Gerechtigkeit sich auch angesichts katastrophalen Unrechts und Leids dennoch durchsetzen werden, ist eine bleibend wirkmächtige Hoffnung zur Lebensbewältigung angesichts der Theodizeefrage. (Karle 2020, 413-420)

Seelsorge trägt dazu bei, dass Menschen ihren Ort in der Welt einnehmen, indem sie Glaubens- und Lebensgewissheit gewinnen. (Klessmann 2015, 8) Menschen bilden die jetzige Weltzeit in sich ab, gehen aber nicht in ihr auf und lassen sich nicht auf deren Logik reduzieren. Menschen sind lebendige Seelen von Gott her. Seelsorge ist Element einer Gegenwelt. Jede dem Evangelium entsprechende Lebensäußerung, zu der Seelsorge ermutigt und ermuntert, ist ein Erweis des Vertrauens in die Wirklichkeit der angebrochenen Gottesherrschaft, ein Zeichen der Präsenz des ewigen Lebens in der Zeit und eine Geste der Versöhnung in der sich nach Erlösung sehnenen Schöpfung.

5. Glaube und Leben: von Seelsorge durchzogen

In der theologischen Diskussion werden die Dimensionen des christlichen Lebens unter anderem mit den Begriffen leiturgia, martyria, paidagogia, diakonia und koinonia beschrieben. (Schmidt-Lauber 1981). Gottesdienst, öffentliches Zeugnis, gegenseitiger Beistand, gemeinsames Lernen, Gemeinschaft und Weggenossenschaft lassen sich auf diese Weise als Wesens- und Lebensäußerungen des christlichen Glaubens anschaulich

und plausibel machen. Sie sind Antworten auf die lebendige Stimme des Evangeliums (viva vox evangelii), der Muttersprache des Glaubens. Als Geschöpf des Wortes ereignet sich so die Kirche Jesu Christi von Gott her, lebt in der Zeit und bleibt in der Welt. Alle diese Dimensionen des christlichen Glaubens und Lebens sind von Seelsorge durchzogen. Es ist dementsprechend schwierig, Seelsorge als besondere, eigenständige Größe, etwa im Unterschied und Gegenüber zur Diakonie (diakonia) zu beschreiben (Götzelmann 2006, 18-50), auch wenn sich aus historischen und praktischen Gründen die Zuordnung von Seelsorge und Diakonie etabliert hat.

Damit ist eine Besonderheit angesprochen, die der Seelsorge anhaftet: Während dem Gottesdienst, dem Bekenntnis, der Bildung, der Diakonie und der Gemeinschaft leicht bestimmte Handlungsformen zugeordnet werden können, dem Gottesdienst die Liturgie, dem Zeugnis die Rede, der Erziehung und Bildung der Unterricht, der Diakonie die praktische Assistenz und der Gemeinschaft die soziale Gestaltung, tritt die Seelsorge facettenreich und unspezifisch auf. Sie kann – je nach Lage – mehr diesen und mehr jenen Aspekt betonen. Sie lagert sich an vielfältige Lebenssituationen, öffentliche Institutionen, Menschengruppen, Reflexions- und Gestaltungsprozesse an und kann alle Lebensfragen zum Thema machen. (Steck 2000, 603)

Fazit: Dem Evangelium von Jesus Christus entspringend sucht und findet Seelsorge zwar nicht beliebig, aber doch unendlich viele Wege zum Menschen, der, von Erde genommen und wieder zu Erde werdend, als lebendige Seele in Gottes Gegenwart sein Dasein hat. Seelsorge setzt sich, herausgefordert durch konkreten, praktischen Bedarf, in einem fortlaufenden Interpretations- und Gestaltungsprozess zur jeweiligen Zeit und Umwelt ins Verhältnis. Mittels intimer Vier-Augen-Kommunikation und vielgestaltiger medialer Vermittlungen bis hin zu machtförmigen Strategieentscheidungen bezeugt sie Gottes Sorge um und für den Menschen. (Nauer 2014, 67-70; Karle 2020, 429-462; Klessmann 2015, 346-445; Steck 2011, 63-77)

6. Literatur

Beese, D., Barmherzigkeit, in: Friedrich, N. u. a. (Hg.), Diakonielexikon, 2016, 48-50; ders., Gerechtigkeit, in: ebd., 192-195

Borchert, O., Der Krieg mit gutem Gewissen, 1938, auszugsweise in: Brakelmann, G. (Hg.), Kirche im Krieg, 1980, 25-28, 34-37

Dalferth, I., Radikale Theologie, 2010; Diakonische Konferenz, Leitbild Diakonie – damit Leben gelingt, 1997, in: Herrmann, V./Horstmann, M. (Hg.), Studienbuch Diakonik 2, 2008, 199-203

Gestrich, R., Hirten füreinander sein, 1990

Götzelmann, A., Zum Verhältnis von Seelsorge und Diakonie, in: Ders. u. a. (Hg.), Diakonische Seelsorge im 21. Jahrhundert, 2006, 18-50

Karle, I., Praktische Theologie, 2020, 345-463

Hauschildt, E., Seelsorgelehre, in: TRE 31, 2000, 54-74

Klessmann, M., Seelsorge, 5. Auflage 2015

Klessmann, M., Die Bedeutung der Seelsorge für die Diakonie, in: Götzelmann, 2006, 51-66)

Nauer, D., 3. Auflage 2014

Kurschus, A./Beese, D. (Hg.), Der Pfarrdienst in der Dienstgemeinschaft der Kirche, 2018

Lammer, K., Wie Seelsorge wirkt, 2019, dies. u. a. (Hg.), Menschen stärken, 2015

Morgenthaler, Ch., Systemische Seelsorge, 2019

Noth, I., Seelsorge, in: Kunz, R./Schlag, Th. (Hg.), Handbuch für Kirchen- und Gemeindeentwicklung 2014, 221-227

Pohl-Patalong, U., Gesellschaftliche Kontexte der Seelsorge, in: Engemann, W. (Hg.), Handbuch der Seelsorge 2007, 63-86

Roser, T., Seelsorge, in: Friedrich, N. u. a. (Hg.), Diakonielexikon, 2016, 385-388

Schlott, K., Dicke Luft im alten Rom, in: SZ, 2. Februar 2016, Download 4. August 2020

Steck, W., Praktische Theologie I, 2000, 603-619; II, 2011, 62-76

Steiger, J. A., Seelsorge, in: TRE 31, 2000, 7-31

Stollberg, D., Seelsorge, in: EKL 4, 173-188

Stengel, F., Sola scriptura im Kontext, 2016

Winkler, Klaus, Seelsorge 1997

Ziemer, J., Seelsorgelehre, 2000

Seelsorge in einer sorgenden Gemeinde

Dr. Ingo Habenicht

Beobachtungen

»Aufgrund von Umfragen wurde festgestellt, dass über 90 Prozent der Bevölkerung ihren Lebensabend nicht in einem Heim verbringen möchte« (Kleene 2016, Seite 134). Dementsprechend ziehen Menschen erst dann in eine stationäre Altenpflegeeinrichtung, wenn alle häuslichen, nachbarschaftlichen und ambulanten Unterstützungssysteme nicht mehr ausreichen. Sie sind dann deutlich über 80 Jahre alt (Männer im Durchschnitt mit 80, Frauen mit 84 Jahren; Techtmann 2015, Seite 5 f.) und in sehr schlechtem Allgemeinzustand. Rund 14 Prozent der Frauen und 26 Prozent der Männer überleben die ersten vier Wochen nach dem Einzug nicht (Techtmann 2015, Seite 7 f.). Was umgekehrt bedeutet: Schon vorher zu Hause benötigten sie vielfältigste Hilfe.

Eine zweite Feststellung: So lange und so selbstbestimmt wie möglich mit den dafür notwendigen Assistenzleistungen im eigenen Zuhause leben und am allgemeinen gesellschaftlichen Leben teilhaben können, ist Wunsch und Ziel sehr vieler Menschen. Gesellschaftlich oder fachlich konzipiert lautet das zusammenfassende Schlagwort dafür Inklusion. Keine und keiner bleibt allein, niemand wird separiert, alle gemeinsam leben in selbstgewählter Nähe und Distanz zusammen, mit der dafür notwendigen Unterstützung. In vollendeter Form gedacht ist das eine Utopie, doch es gibt konkrete Näherungen, beispielsweise: Menschen mit verschiedensten Einschränkungen leben dezentral in eigenen Wohnungen, die Jugendhilfe arbeitet im Sozialraum und Liegezeiten im Krankenhaus sind möglichst kurz. Diese Aufzählung ließe sich verlängern. Sie entspricht dem, was Menschen für ihr Leben wollen, was ethisch und gesetzlich geboten ist und auch aus christlich-anthropologischer Perspektive als erstrebenswert erscheint (vergleiche die inhaltliche Verbindung von »Keiner geht vor Gott verloren« mit »Inklusion« der These 6.5.6 in Evangelische Kirche in Deutschland [EKD] 2009, Seite 52).

Ein Drittes: Aufgrund demografischer Entwicklungen wird es in Deutschland künftig immer mehr Hilfebedürftige geben, zugleich aber auch immer weniger Arbeitskräfte, um diese zu versorgen. 2030 werden bundesweit beispielsweise rund eine Viertel- bis eine halbe Million Vollzeitkräfte in der Pflege fehlen (Bertelsmann 2012). Eine Situation, die für viele andere soziale Berufe analog gilt, aber auch weite Teile der gewinnorientierten Wirtschaft ebenso umfasst wie die kirchliche Arbeit im engeren Sinn. So prognostiziert der Personalbericht 2019 der Evangelischen Landeskirche von Westfalen, dass 2040 im Bereich dieser Landeskirche 398 Pfarrerinnen und Pfarrer fehlen werden, während 2019 noch 432 zu viel vorhanden sind, wobei die benötigten Vollzeitstellen-Äquivalente zudem von 1.049 in 2019 auf 751 in 2040 gesunken sein werden (Evangelische Kirche von Westfalen [EKvW] 2019, Seite 13).

Und schließlich: Immer mehr begeben sich stationäre Hilfeinrichtungen verstärkt in den Sozialraum hinein. Längst ist für Altenheime, für stationäre Einrichtungen für Menschen mit unterschiedlichsten Einschränkungen, aber zum Beispiel auch für Krankenhäuser und Kliniken erkannt und oft auch realisiert, dass sie sich sehr in ihren geografischen und sozialen Nahraum hinein öffnen und mit diesem vielfältig vernetzen und verbinden müssen –

zugunsten ihrer Klientel, aber auch zugunsten ihrer eigenen Arbeit und Relevanz. Die Dauerparole für das Hilfesystem »ambulant vor stationär« greift dabei inhaltlich inzwischen viel zu kurz: Gemeint ist ein umfassend vernetztes System, das Versorgungsketten bildet, gemeinsam Probleme anpackt und neben bezahlten Fachleuten auch bürgerschaftliches Engagement sowie klug bemessenen Technikeinsatz mit einbezieht (zum freiwilligen Engagement junger Menschen im digitalen Zeitalter vergleiche BMFSFJ 2020).

Die Aktivitäten des Netzwerks »Soziales neu gestalten« (vergleiche Netzwerk SONG 2019 sowie www.netzwerk-song.de) belegen dies beispielsweise für die Versorgung alter Menschen. Im Blick auf Krankenhäuser stellt eine Studie 2009 fest, dass strukturell und fachlich schon längst eine »engere Zusammenarbeit zwischen stationären, ambulanten und rehabilitativen Versorgern« (Prognos 2009, Seite 28) im Gesundheitswesen gefordert und zunehmend praktiziert wird. Das Krankenhaus als isolierte Insel wird es künftig immer weniger geben, stattdessen hat es vielfältige Vernetzungs- und Kooperationsbeziehungen zu seiner Umwelt (Prognos 2009, Seite 3 f.).

Ausgangspunkte

Seit rund einem Vierteljahrhundert vollzieht sich in Deutschland (wie auch anderswo) in der sozialen, helfenden Arbeit eine Entwicklung weg von der reinen oder vorrangigen stationären Versorgung hin zu sozialraumbezogenem Arbeiten, das Menschen mit unterschiedlichsten Unterstützungsbedarfen in ihrer eigenen Häuslichkeit möglichst passgenaue Assistenzleistungen in einem »Bürger-Profi-Technik-Mix« bieten will: Quartiersnahe Versorgung.

Einige Schlag- oder Stichworte sind dabei für diesen Kontext wesentlich und charakteristisch: »Inklusion« benennt das gesellschaftliche und fachliche Ziel, für die Einzelpersonen in der Regel verbunden mit »Selbstbestimmung« und »Integration/Leben in Gemeinschaft«, unterstützt durch »passgenaue Assistenz« und »gemeinsam getragene Verantwortung«. »Sozialraum«, »Gemeinwesen« und »Quartier« sind dabei einige der Begriffe, mit denen die jeweilige Bezugsgröße beschrieben wird, in der dann »Kooperation« und »Vernetzung« der Hilfeinstitutionen und auch der Helfenden »auf Augenhöhe« und im »Bürger-Profi-Technik-Mix« geschehen sollen.

Diese großen Worte müssen definiert, zumindest entfaltet werden, wenn es nicht zu Missverständnissen kommen soll. Der Begriff »Quartier« wird dabei (neben mehreren anderen) häufig gebraucht, aber unterschiedlich verstanden. Zwei Hauptlinien der Definition lassen sich unterscheiden: eine »sozial-administrative« und eine »dynamisch kommunikative«. Das erstgenannte Verständnis »folgt einer Verwaltungslogik«: »Hiernach sind Professionelle für bestimmte Straßenzüge zuständig und damit für eine bestimmte Anzahl von Menschen oder definierte Zielgruppen«. Das zweitgenannte »nimmt dagegen die dynamisch-kommunikativen, ›gelebten‹ Strukturen der Menschen in den Fokus und verbindet auf diese Weise ›Fall, Feld, Struktur und Sozialstruktur« (Arnold et al 2017, Seite 274), grundlegend orientiert an subjekt-orientierten Lebensweltansätzen (Thiersch 2005). Letztgenanntem Verständnis folgt der hier für den Kontext der Seelsorge vertretene Ansatz (vergleiche dazu insgesamt Arnold et al 2017, Seiten 273-277). Diese Definition von Quartier setzt also beim Menschen und seinen Lebensbezügen an, was zugleich einem poimenischen Grundanliegen entspricht.

Herausforderungen für die Kirche(n)

Was sich in der Gesundheits- und Sozialbranche sowie als gesellschaftliche Entwicklung vollzieht, betrifft auch die Kirche allgemein wie die Seelsorge speziell. »Die früher an Spezialinstitutionen abgegebenen Lebenssituationen kehren teilweise in den Gemeindealltag zurück und fordern ihn zu neuer Öffnung heraus« (These 6.4.1 in Evangelischen Kirche in Deutschland 2009, Seite 51).

In den Kirchengemeinden vor Ort sind schon und werden künftig beispielsweise noch mehr Menschen mit verschiedenartigsten, oft auch sehr schweren Einschränkungen, herausforderndem Verhalten oder mit dementiellen Erkrankungen anzutreffen sein. Und das bei zunehmendem Personalmangel nicht nur in der Kirche allgemein, sondern gerade auch in der Spezialseelsorge, zum Beispiel in stationären Hilfeeinrichtungen. Der 2015 erschienene Personalbericht der schon genannten Landeskirche formulierte es damals noch drastisch: »Besonders im Bereich der Spezialseelsorge wird es zu regelrechten Abbrüchen« und auch insgesamt zu »einem drastischen Rückgang in den funktionalen pfarramtlichen Tätigkeiten« kommen (Evangelische Kirche von Westfalen 2015, Seite 24). 2019 fallen die Aussagen moderater aus, zugleich weiterhin als Problemanzeige: »Wie alle anderen Bereiche unserer Kirche steht auch die Seelsorge vor dem Problem der abnehmenden Zahl von Pfarrerinnen oder Pfarrern« (Evangelischen Kirche von Westfalen 2019, Seite 20). So oder so bedeutet das: In den Kirchengemeinden vor Ort wird mehr Seelsorge zu leisten sein – und das sicher nicht nur durch hauptamtliche Seelsorgerinnen und Seelsorger.

Kirchliches Handeln insgesamt und gerade auch die Seelsorge sind hier also vielfältig gefordert. Doch woher sollen Ortsgemeindepfarrerinnen und -pfarrer beispielsweise die Sicherheit im Umgang mit dementen, schwerst mehrfach behinderten oder sich besonders herausfordernd verhaltenden Menschen nehmen, die ihre spezialisierten Kolleginnen und Kollegen in den Altenheimen, Einrichtungen der Eingliederungshilfe oder Krankenhäusern längst erworben haben? Zudem: Auch in den Ortskirchengemeinden sind Ressourcen knapp bemessen, bei den haupt- wie ehrenamtlich Mitarbeitenden ebenso wie bei den Finanzen. Und diese Kräfte werden noch knapper werden. Auch hier also gilt: Die Aufgaben wachsen, die Möglichkeiten zu ihrer Bewältigung scheinen zugleich zu schwinden.

Seelsorge vernetzt

Zu fragen also ist, was die beschriebenen Entwicklungen – sowohl in der Theorie als auch erst recht in der Praxis – für die Kirche und im hier vorliegenden Kontext insbesondere für die Seelsorge bedeuten könnten. Noch genauer: Wie beeinflussen diese Trends die Seelsorge und wie können umgekehrt die für die Seelsorge Verantwortlichen und die in ihr Tätigen diese Entwicklung mit beeinflussen und gestalten? Denn es ist durchaus nicht so, dass die Möglichkeiten zum Umgang mit den beschriebenen Entwicklungen und Herausforderungen schwinden, da gute und mittlerweile auch erprobte Wege zu deren Bewältigung zur Verfügung stehen und weiter entwickelt werden können.

Dies zeigt sich zunächst und unmittelbar im Bereich der Seelsorge selbst. Um hier den Herausforderungen bereits der Gegenwart und erst recht der Zukunft gerecht zu werden, erscheinen Arbeitsbündnisse von Seelsorgenden unterschiedlicher Kompetenzprofile und Tätigkeitsfelder als zunehmend wichtiger: voneinander lernen und gemeinsam arbeiten, zudem im Haupt-, Neben- und Ehrenamt.

Die Kirchen seien dafür ja bestens gerüstet, meinen nun manche – diesbezüglich mit Bewunderung oder auch Neid: Bundesweite Flächenpräsenz durch die

Ortskirchengemeinden, hoch spezialisierte Hauptamtliche für Seelsorge zu Tausenden, Ehrenamtliche in riesiger Zahl (allein rund 7.500 bundesweit in der Telefonseelsorge) und zudem mit Diakonie und Caritas ambulante, teilstationäre, stationäre sowie quartiersnahe Angebote für alle nur denkbaren Unterstützungsbedarfe (These 6.3.2. in Evangelische Kirche in Deutschland 2009, Seite 116).

Doch die Realität sieht oft anders aus, bereits bei den Seelsorgenden selbst. Rivalitäten und verletzende Zuschreibungen kommen immer noch nicht selten vor. Die Spezialistengruppe der Seelsorgenden meint dann zum Beispiel, die Pfarrerinnen und Pfarrer in den Ortsgemeinden seien seelsorglich allenfalls Durchschnitt. Diese wiederum werfen den intensiv für Seelsorge Ausgebildeten und dementsprechend Tätigen vor, sich der Rund-um-die-Uhr-Zuständigkeit der Arbeit in den Ortskirchengemeinden entziehen zu wollen. Deutlich sichtbar wurden solche Spaltungstendenzen beispielsweise auf einer pastoralpsychologischen Tagung in Rendsburg im August 2005 unter dem bezeichnenden Titel »Geschwisterneid – Geschwisterbande« (Pastoralpsychologie 2015).

Gegen solche Tendenzen hilft es nicht, Inhaberinnen und Inhaber von Spezialseelsorgestellen monatlich in Gemeinde-Presbyterien oder Kirchenvorständen sitzen zu lassen. Gebraucht werden vielmehr Gremien mit Seelsorgenden aus Kirchengemeinden und aus Spezialseelsorgestellen einer Region zur gezielten Arbeit an Fragen wie: Welche Seelsorge wollen die Menschen vor Ort? Welche Haupt- und Ehrenamtlichen benötigen welche seelsorglichen Kompetenzen? Wer kann was von wem lernen? Wer soll mit wem wozu zusammenarbeiten? Welche Ressourcen haben wir in der Region, wie lassen sie sich effektiver nutzen? Wie können wir eine Art »Überleitungsmanagement« entwickeln, das ähnlich wie in ärztlicher Therapie und Pflege auch für Menschen mit Seelsorgeanliegen gute Übergänge zwischen verschiedenen Seelsorgekontexten ermöglicht und vereinfacht? Und wo nicht-christliche Seelsorge anzutreffen ist, sei es aus anderen Religionen wie die muslimische Seelsorge (vergleiche dazu zum Beispiel www.deutsche-islam-konferenz.de) oder in säkularen Formen, ist auch diese möglichst mit einzubeziehen, wenn diese das will. Unterstützt wird das durch die theologische Einsicht, dass Seelsorge eine allgemeinschliche Erscheinung ist, von der die christliche Seelsorge einen Spezialfall darstellt (ausführlich: Habenicht 2016, Seiten 15-17).

Seelsorge im Quartiersbezug

Das eben Beschriebene zielt auf die Seelsorge im engeren Sinn, die cura animarum specialis. Doch es kann und muss auch das gesamte Handeln der Kirche als Seelsorge, als cura animarum generalis (zu beiden Begriffen vergleiche Lammer et al 2015, Seite 11 f.), verstanden werden. Zudem hat jedes diakonische Handeln eine seelsorgliche Dimension – und die Seelsorge (auch die im engeren Sinn definierte) wiederum eine diakonische (vergleiche ausführlich Klessmann 2008, Seiten 167-170), was für das quartiersbezogene Denken und Handeln »der Seelsorge« ein wesentlicher konzeptioneller Gedanke ist: »Diakonie erinnert Seelsorge an die notwendige Wahrnehmung des Zusammenhangs von sozialpolitischen Bedingungen und individuellem Leiden und ermutigt Seelsorge, eine Option für die Armen auszuüben. Umgekehrt kann Diakonie von der Seelsorge lernen, dass Hilfe immer in einen kommunikativen Kontext eingebettet sein sollte, in dem auch das christliche Profil von Lebensdeutung zum Ausdruck kommen kann« (Klessmann 2008, Seite 170).

Für Kirche und Kirchengemeinde vor Ort geht es also auch darum, sich nicht nur innerhalb der Seelsorgedienste zu vernetzen, sondern mit vielen anderen Institutionen und Personen, die für die Menschen – im jeweiligen Quartier – wichtig, hilfreich und nützlich sind.

Gegenseitige Enttäuschungen und Blockaden gibt es auch hier in Fülle, sowohl zwischen Kirche und Diakonie als auch mit weiteren Handelnden im Sozialraum. Zumal beide oben genannten, unterschiedlichen Gruppen von Seelsorgenden wiederum verbindet, dass sie gemeinsam ihre Schwierigkeiten haben, sowohl mit anderen Berufsgruppen als auch mit Ehrenamtlichen, wie umgekehrt diese auch mit ihnen.

Einer der hinderlichen Faktoren gelingender Quartiersarbeit ist beispielsweise auf Seiten der Kirche, den »Kirchturm« als Zentrum oder gar »Bestimmer« aller Aktivitäten zu denken. Oder umgekehrt, wenn andere im Quartier Tätige mit unsachgemäßer Kirchenkritik allem, was von »Kirche« kommt, fast feindlich gegenüberstehen. Extrem hinderlich ist auch eine Form von Besitzdenken, die ebenso auf allen Seiten auftreten kann: »Dies sind meine Ehrenamtlichen«, »das sind meine Sponsorinnen und Förderer«, »dies sind meine Klientinnen und Klienten«. Und Weiteres mehr.

Doch quartiersnahe Arbeit setzt wesentlich voraus, dass alle in einem Quartier zusammen anpacken, zusammen arbeiten. Gemeinsames, abgestimmtes und dann sicher auch abgestuftes Handeln aller ist gefragt, bei der die Kirche und ihre Seelsorgetätigkeit eine Akteurin unter anderen und vor allem mit anderen ist. Und die Chancen, segensreich zu wirken, vergrößern sich durch Koordination immens: »Die verschiedenen Felder der Seelsorge arbeiten im Dienst des Menschen effektiver, wenn sie sich miteinander und mit anderen Anbietern im Hilfesystem vernetzen« (ZfS 2014, Seite 25). Kirche und Seelsorge sind dann gemeinsam mit anderen im Sozialraum aktiv, »damit keiner verloren geht« (Lammer et al 2015, Seite 35; vergleiche auch EKD 2009, Seite 52).

Die Menschen im Quartier

»Damit keiner verloren geht«. Damit deutet sich an: Die bisher beschriebene Vorgehensweise greift letztlich immer noch zu kurz. Quartiersbezogene Gemeinwesenarbeit heißt, sowohl die Herausforderungen vor Ort selbstbestimmt gemeinsam zu erheben als auch dann gemeinschaftlich zu ihrer Bewältigung beizutragen. Dies gilt auch im Blick auf eine Seelsorgearbeit, die sich wirklich ins Quartier hineinbegeben und auf die Bedarfe der Menschen tief einlassen will.

Dann geht nicht darum, dass sich die Spezialist*innen und Expert*innen zusammensetzen, um zu überlegen, was die anderen benötigen, sondern es gilt vielmehr, Beteiligungsformen zu kennen und zielgerichtet einzusetzen, durch die die »Betroffenen« selbst herausfinden und artikulieren, was ihnen wichtig ist und am Herzen liegt, was sie wollen und brauchen, was ihnen fehlt und helfen könnte – und wie der gemeinsame Weg dabei und dazu aussehen soll. Eine eigentlich für Seelsorgende und ihre Arbeit grundlegende und selbstverständliche Perspektive, hat Seelsorge doch seit Anton T. Boisen wieder die Bedeutung der »living human documents« entdeckt (vergleiche Stollberg 1972, Vorwort) und tritt konsequent für das »Wahrnehmen und Annehmen« (Stollberg 1978) der Menschen ein. Doch was in der Seelsorgetheorie und -praxis in Bezug auf Einzelpersonen meist gut gelingt, ist zugleich noch ziemlich unterbelichtet, wenn es darum geht, die Menschen in einem Quartier insgesamt in den Blick zu nehmen.

Dabei ist es gar nicht schwer, zu guten Beteiligungsformen zu kommen. Mögliche Instrumente zu einem Miteinander im Quartier sind beispielsweise Planungszellen, Bürgerforen und -befragungen, Quartiersbegehungen, Interviews mit Schlüsselpersonen sowie weitere, zum Beispiel in den Song-Quartiersprojekten entwickelte Lösungen: eine mobile Sitzbank, mit der man zu gemeinsamen Gesprächen auffordert, aufsuchende

Hausbesuche, allgemeine Beratungsgespräche, Café-Runden und Austausch mit weiteren Kooperationspartnern und viele andere mehr (Netzwerk SONG 2019, Seite 10).

Gelingendes und Exemplarisches

Best Practice-Beispiele helfen oft wenig, da sie meist nicht direkt übertragbar sind. Zugleich aber nützt es, um Quartiersarbeit zu verstehen, um eigene Ideen zu entwickeln, und vor allem auch, um »handwerkliche« Instrumente zu nutzen, wenn man schaut, was andere gemacht haben oder aktuell probieren, was gelang und ebenso, was misslungen ist.

In Steinheim eröffnete 2014 das Helene-Schweitzer-Zentrum. Dort arbeitet ein diakonisches Altenheim mit 48 stationären Plätzen, im gesamten Stadtteil vernetzt mit ambulanter Altenpflege, ehrenamtlicher Hospizarbeit und einem Nachbarschaftszentrum, sowie unterstützt durch neue, ergänzende Finanzierungswege. Für die Seelsorge im engeren Sinn bestehen hier viele Möglichkeiten einer haupt- wie ehrenamtlichen Glaubens-, Lebens- und Sterbebegleitung. Darüber hinaus können die lokalen Kirchengemeinden hier auch sonst vielfältig tätig werden. Das Spektrum reicht von Predigt und Gottesdienst über ehrenamtliche Besuchsdienste, Bildungs- und Integrationsangebote bis hin zur ortsnahen Bürgerbeteiligung. Dabei deutet der Name, den man dem ganzen Projekt gegeben hat, zudem pneumatologische Perspektiven an: Er lautet »GeiSt«, als Abkürzung für »gemeinsam in Steinheim«.

Ungezählte weitere Belege für gelingende sozialräumliche Kooperationen lassen sich finden, bundesweit zum Beispiel die schon genannten Aktivitäten des Netzwerkes SONG, weiterhin auch »Kirche findet Stadt«, »Wir sind Nachbarn. Alle«, »Winquartier« oder auch das Programm »Sorgende Gemeinde werden« (vergleiche die entsprechenden Homepages im Literaturverzeichnis).

Jeweils vor Ort muss dabei konkret erarbeitet werden, welche Herausforderungen bestehen, welche Ressourcen und Potenziale vorhanden sind und was jeweils angemessen und hilfreich ist. Alle solche Projekte haben mindestens seelsorgliche Dimensionen im weiteren Sinn (*cura animarum generalis*), oft aber wird hier auch Seelsorge in einem enger umschriebenen Verständnis (*cura animarum specialis*) geleistet. Stets aber gilt dabei: »Wo Kirchengemeinden sich in dieser Weise auf den Weg gemacht haben, stellt sich ihnen überhaupt erst die spezifische Herausforderung, nämlich ob es ihnen gelingt, in diesem Zusammenspiel das ihnen Spezifische einzubringen, sich also nicht nur an allgemeiner Begleitung zu beteiligen, sondern sich mit christlicher Seelsorge [...] und Stärkung des Menschseins vor Gott als hilfreich und für die Menschen relevant zu erweisen« (These 6.4.3. in EKD 2009, Seite 51).

Motivation und Qualifikation

Um angesichts dieser Lage zu wirksamer, vielfältiger Kooperation zu kommen, benötigt man erstens vor allem Herzblut für das Anliegen, anstehende Herausforderungen wirklich wahrnehmen und lösen zu wollen. Zweitens die Bereitschaft, sich zu verändern und dabei auch Unbequemes zur Kenntnis zu nehmen. Drittens gilt es, die eigentliche Arbeit gemeinsam anzupacken: Sich zusammensetzen, Herausforderungen analysieren, Ziele setzen und Ergebnisse erwirken. Und auf dem Weg bleiben.

Nicht nur manche Pastorin und mancher Pastor mag sich allerdings nun fragen: »Und das soll ich alles auch noch tun?« Doch es geht nicht darum, mehr zu arbeiten, sondern darum, anders zu arbeiten. Und das kann man lernen. Beispielsweise mit einer knapp einjährigen,

umfassenden und berufsbegleitenden Fortbildung wie »Qualifiziert fürs Quartier« (QfQ 2020). Und durch grundlegende Literatur, inzwischen nicht nur zur Quartiersarbeit allgemein, sondern auch speziell im Raum der Kirche (Lämmlin et al 2020).

Auch für spezielle Einzelthemen gibt es Arbeitshilfen, Instrumente und Unterstützung mit einem breiten Spektrum. Beispielsweise durch Cornelia Coenen-Marx mit ihrer Homepage »Seele und Sorge« (<https://www.seele-und-sorge.de>) und mit Antje Koehler zu »Demenzsensibel in Kirche und Kommune« (www.demenz-sensibel.de). Es finden sich aber auch Hinweise auf »digitale Werkzeuge für Quartiers- und Nachbarschaftsarbeit« (Forum Seniorenarbeit 2020) sowie weitere Überblicke über hilfreiche Instrumente und Methoden (zum Beispiel <https://winquartier.de>).

Und schon wird quartiersbezogenes Arbeiten auch für Seelsorgerinnen und Seelsorger attraktiver und leichter, entlastet durch Arbeitsteilung und setzt Ressourcen frei, bringt gute Ergebnisse und macht sogar Spaß, zumal es mit anderen gemeinsam geschieht. Als verlässliche, quartiersnahe, qualitativ gute und hilfreiche Seelsorge für die Menschen.

Literatur

Arnold, Maik, Perspektiven diakonischer Profilbildung, Leipzig 2017 (zit.: Arnold et al 2017)

Bertelsmann Stiftung, Themenreport »Pflege 2030«, Was ist zu erwarten – was ist zu tun? Gütersloh 2012

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Dritter Engagement-Bericht, Berlin 2020

Diakonie Deutschland, Wir sind Nachbarn. Alle. Berlin 2018 (zit.: Diakonie Deutschland 2018)

Evangelische Kirche in Deutschland, Seelsorge – Muttersprache der Kirche, Dokumentation eines Workshops der EKD, Hannover, 16. November 2009 (zit.: EKD 2009)

Evangelische Kirche von Westfalen (Hrsg.), Personalbericht für die Evangelische Kirche von Westfalen, Landessynode, Bielefeld 2015 (zit.: EKvW 2015)

Evangelische Kirche von Westfalen (Hrsg.), Personalbericht für die Evangelische Kirche von Westfalen, Landessynode, Bielefeld 2019 (zit.: EKvW 2019)

Forum Seniorenarbeit NRW, Übersicht und Auswahl digitaler Werkzeuge für die Quartiers- und Nachbarschaftsarbeit, Köln 2020 (zit.: Forum Seniorenarbeit 2020)

Habenicht, Ingo, Seelsorge – allgemeinmenschliche Erscheinung und Muttersprache der Kirche, in: Transformationen 24, 2016, Seiten 4-23 (zit.: Habenicht 2016)

Herbst, Michael, beziehungsweise, Neukirchen-Vluyn 2. Auflage 2013 (zit.: Herbst 2013)

Kleene, Heribert, »Lokale Allianz für Menschen mit Demenz« in kommunaler Partnerschaft, in: NDV März 2016, Seiten 134-136 (zit.: Kleene 2016)

Klessmann, Michael, Seelsorge, Neukirchen-Vluyn 2008 (zit.: Klessmann 2008)

Lammer, Kerstin, et al, Menschen stärken – Seelsorge in der evangelischen Kirche, Gütersloh 2015 (zit.: Lammer et al 2015)

Lämmlin, Georg / Wegner, Gerhard (Hrsg.), Kirche im Quartier: Die Praxis. Leipzig 2020 (zit.: Lämmlin et al 2020)

Netzwerk: Soziales neu gestalten, Meckenbeuren 2019 (zit.: Netzwerk Song 2019)

Prognos, Kirchliche Krankenhäuser – werteorientiert, innovativ, wettbewerbsstark, Basel 2009 (zit.: Prognos 2009).

Stollberg, Dietrich, Therapeutische Seelsorge, 3. Auflage München 1972 (zit.: Stollberg 1972)

Stollberg, Dietrich, Wahrnehmen und Annehmen, Gütersloh 1978 (zit.: Stollberg 1978)

Techtmann, Gero, Die Verweildauern sinken. Statistische Analysen zur zeitlichen Entwicklung der Verweildauern in stationären Pflegeeinrichtungen. Alters-Institut (Hrsg.), Bielefeld April 2015, <https://docplayer.org/26493263-Die-verweildauern-sinken.html> aufgerufen am 8. August 2020 (zit.: Techtmann 2015)

Thiersch, Hans, Lebensweltorientierte Soziale Arbeit, Weinheim/München 2005 (zit.: Thiersch 2005)

Zentrum für Seelsorge der Evangelischen Landeskirche Baden (Hrsg.), Seelsorge geht weiter! NetzWerkBuch Seelsorge – für Gemeinden, Kirchenbezirke, Diakonische Einrichtungen«, Karlsruhe 2014 (zit.: ZfS 2014)

Dienstbarer Knecht und freie Herrin – Seelsorge in einem diakonischen Sozialunternehmen

Pfarrerin Sabine Richter

Und, wo ist Ihre Gemeinde?

Ein Anfang

Immer wieder bin ich (oft auch gemeinsam mit Menschen, die mit einer Behinderung leben) in Kirchengemeinden unterwegs und erzähle von dem, was Diakonie unter anderem tut.

Das ist ein Versuch, einen Blick in fremde Lebenswelten zu ermöglichen. Diversität als das eigentlich Normale sichtbar zu machen. Wie auch das Begrenzt Sein des Lebens miteinander wahrzunehmen. Nach zwei Stunden im Seniorenkreis oder der Frauenhilfe oder dem Presbyterium wird mir fast immer die Frage gestellt: Und, wo ist Ihre Gemeinde?

Am Anfang habe ich wohl immer ziemlich verdutzt geschaut, dann kam der Nachsatz: »Ja, ich meine, in welcher Kirchengemeinde?«

Seit 2012 bin ich Pfarrerin in der Stiftung kreuznacher diakonie (Skd) mit Schwerpunkt in der Behinderten- und Wohnungslosenhilfe und leite das Referat Diakonik – Seelsorge. Zuvor war ich 13 Jahre in einer Orts-Kirchengemeinde Pfarrerin.

Was für mich völlig normal ist, Seelsorgerin sein in einer diakonischen Einrichtung, als ›richtige Arbeit‹, in einer Pfarrstelle, ist aus dem Kirchengemeindeblickwinkel nach wie vor fremd. Seelsorge in der parochialen Gemeinde ist ›Kirchenmenschen‹ vertraut. Seelsorge in einem Altenheim oder Krankenhaus können sich viele vorstellen oder haben sie schon erlebt. Aber in der Wohnungslosenhilfe? In der Förderschule? In der Kinder-Jugendfamilienhilfe?

Dieser Artikel gibt einen kleinen Eindruck von dem, was Seelsorge in einem diakonischen Sozialunternehmen, noch dazu einer Großorganisation bedeuten kann. Naturgemäß lebt der Artikel von der Unvollständigkeit.

»Arbeitest du jetzt im Sozialkonzern?«

Das diakonische Sozialunternehmen

Die heutige Stiftung kreuznacher diakonie (Skd) ist ein diakonisches Unternehmen mit einer über 130-jährigen Tradition. Gegründet auf dem Hunsrück von Pfarrer D. Hermann Hugo Reich gegen große Widerstände der Inneren Mission engagierte sich das Zweite Rheinische Mutterhaus schon im Todesjahr Reichs, 1930, »auf nahezu allen klassischen diakonischen Helfefeldern«¹. Das waren damals schon unter anderen Bezeichnungen und nicht so ausdifferenziert und spezialisiert, die Krankenpflege, Behinderten- und Kinderheime sowie die Arbeiterkolonien. Heute sind es die ›Geschäftsbereiche‹: »Krankenhäuser und Hospize«, »Leben mit Behinderung« in den Bereichen soziale Teilhabe, Arbeit und Qualifizierung und Rehabilitation, die Seniorenhilfe, die Kinder-, Jugend- und Familienhilfe und die »Wohnungslosenhilfe«. Die Skd agiert immer noch in den Grenzen der Evangelischen Kirche im Rheinland und ist eines der großen diakonischen Sozialunternehmen bundesweit. Mit

¹ Siehe Ulrike Winkler, 125 Jahre Stiftung kreuznacher diakonie, Bielefeld 2014, Seite 18.

mehr als 50 Einrichtungen an über 15 Standorten in drei Bundesländern mit 7.000 Mitarbeitenden und am Mutterhausstandort im Kreis Bad Kreuznach eine der größten Arbeitgeberinnen der Region. Als ich 2012 aus der Kirchengemeinde in »die Diakonie« wechselte, fragte mich ein Freund, auch kirchlicher Mitarbeiter: »Gehst du jetzt zum Sozialkonzern?« Er meinte es durchaus kritisch, wenn nicht sogar abwertend. Ein Konzern ist die Skd nicht, aber der Kollege bezog sich mit seiner Aussage auf die Größe, das Wachstum und den Umstand, dass die Skd das Geld, dass sie für Löhne, Infrastruktur und Investitionen (wie Instandhaltung und Neubauten) benötigt, verdienen muss. Die Erträge des Stiftungsvermögens würden bei Weitem nicht ausreichen, um die monatlichen Lohnzahlungen oder die Investitionen zu garantieren. Somit ist die Skd ein Unternehmen mit fünf Handlungsfeldern, die unter dem Dach der Skd als einem Unternehmen wirtschaftlich arbeiten müssen. Vom »Unternehmen« oder »Sozialunternehmen« zu sprechen, ist für viele im kirchlichen Kontext, aber auch innerhalb der Diakonie befremdlich. Wird »Diakonie« doch als eine Lebens- und Wesensäußerung von Kirche wahrgenommen, die Kirchensteuergelder einsetzt, einsetzen muss, um ihre Aufgaben wahrzunehmen. Die Skd erhält jedoch wie viele andere freie diakonische Träger, keine Kirchensteuermittel. Die finanziellen Mittel müssen verdient werden. Schnell wird hier aus allen Richtungen die Formel aufgestellt »Ökonomie versus Diakonie«, beziehungsweise »Wer über Geld nachdenkt, handelt nicht diakonisch«. Dieser Kulturwandel, der seit den 1990er mit der Umstellung des Gesundheitssystems deutlich wurde, vorher aber immer schon da war, beschäftigt die Seelsorge in der Skd immer wieder.

»Beten kann ich auch« Ein Blick in die Seelsorge

In der Skd arbeiten sechs Pfarrer*innen in 5,5 Stellen und sechs Diakoninnen in Seelsorge und sogenanntem »Geistlichem Leben«. Daneben gehören im Bereich der Krankenhausseelsorge auch vom Bistum Trier entsandte römisch-katholische Seelsorger*innen, zu den Krankenhaus-Teams. Die sechs Pfarrer*innen arbeiten in kreiskirchlichen Pfarrstellen, refinanziert von der Skd in den Krankenhäusern und Hospizen, den Seniorenheimen und im Bereich der Behinderten- und Wohnungslosenhilfe. Die Kinder-, Jugendfamilienhilfe wird bei Bedarf unterstützt. Die Diakoninnen sind Mitarbeiterinnen der Stiftung kreuznacher diakonie in ihren jeweiligen Arbeitsfeldern. In der Skd arbeiten wir als Pfarrer*innen und Diakoninnen als christliche Seelsorger*innen. Die Seelsorgerin ist sich ihres Glaubens und ihrer Prägung bewusst. Die Seelsorge selbst aber ist immer offen für den Menschen, dessen Anliegen, (religiösen) Vorstellungen und Bilder. Die Haltung der Seelsorgenden ist eine dem Menschen offen zugewandte. Die christlichen Seelsorger*innen pflegen und vermitteln selbstverständlich auch den Kontakt zu Vertreter*innen anderer Religionen und Glaubensgemeinschaften. Eine Führungskraft sagte vor einiger Zeit: »Beten kann ich auch.« An dieser Bemerkung werden mehrere Aspekte deutlich, die die Arbeit begleiten und einen Teil der Arbeit der Seelsorge prägen. Wie erleben Menschen Kirche und ihr Personal? Und dazu wird auch »die Diakonie« gezählt. Die Festlegung mit meist frommen Gebeten und salbungsvollen Worten, Menschen zu »bepredigen«, ist eine Erfahrung, die hier mitgebracht und erwartet wird. Auch ist sie in der Geschichte der Diakonie nicht unbekannt. Hier mussten die »Bewohner*innen« bis in die 1980er Jahre an den Gottesdiensten teilnehmen. Es wurde am Tisch selbstverständlich gebetet, geleitet durch Diakonissen oder die Brüder der Bruderschaft Paulinum. Und abends gab es Andacht, an der alle teilzunehmen hatten. Hier waren sich Kirche und Diakonie einig. Sie kannten die Lebensfragen der Menschen und die richtigen Antworten darauf. Heute führt das unter anderem in Abwehrbewegungen. Menschen möchten selbstbestimmt leben und glauben.

Ein weiterer Aspekt klingt darin an. Die Frage nach der Notwendigkeit von Seelsorge in der Organisation. Auch die Stellen der Seelsorger*innen kosten Geld und müssen (mit)finanziert werden. Seelsorge kann auch als das ureigene Anliegen der Religions- und Glaubensgemeinschaften verstanden werden. Schließlich sind die Patient*innen oder Bewohner*innen gegebenenfalls Mitglieder einer Glaubensgemeinschaft. Wozu dann eine eigene Seelsorge? Die könnte man sich, im wahrsten Sinne des Wortes, mit diesem Verständnis »sparen«. Darüber hinaus wird noch ein Aspekt deutlich. Die Mitarbeiterschaft in der Skd ist nach wie vor überwiegend kirchlich gebunden. Viele suchen die Diakonie immer noch bewusst als Arbeitgeberin. Glaube und Spiritualität spielen in der Begleitung wie auch bei Mitarbeitenden eine Rolle. Seelsorge ist aber mitnichten »fromme Reden« halten. Das Gebet ist ein Angebot innerhalb des seelsorglichen Gesprächs. Der ganzheitliche Blick auf den Menschen erlaubt nicht mehr den »Blinddarm in der 26«. Der Mensch wird wahrgenommen in seiner physischen, psychischen, sozialen wie auch spirituellen Existenz. Die Seelsorger*innen sind die Fachleute für die spirituelle Seite des Menschen, immer auch mit dem Blick auf die anderen Seiten seines Daseins. Bisweilen auch Anwält*innen für die Wahrnehmung dieser.

Dabei ist der Begriff der »Seelsorge« weitgefasst vom seelsorglichen Gespräch oder Kurzgespräch über die Beteiligung von Menschen mit geistigen Behinderungen in traditionelle Gottesdienstformen oder der Beschäftigung mit unseren Glaubenswurzeln oder dem Erleben im (gestalterischen) Arbeiten von Würde und Wert, mit nachbarschaftlichen Aktionen von Menschen in einem Quartier, in der Netzwerkarbeit und in Fortbildungen, sowohl für Bewohner*innen, Beschäftigte, Klient*innen, Mitarbeitende wie auch Ehrenamtliche.²

»Nur ein Wölkchen im Organigramm?« Die Seelsorgenden in der Organisation

Die Diakoninnen mit Seelsorgeauftrag arbeiten in den jeweiligen Arbeitsfeldern – hier in den Bereichen Krankenhäuser und Hospize im Team mit den Pfarrer*innen, Pastoralreferent*in oder Priester. Im Arbeitsfeld »Leben mit Behinderung« im Team mit den Pfarrer*innen und den Teams der Tagesstruktur (Tagesstrukturierende Angebote), wie dem psychosozialen Team und in der Seniorenhilfe mit der Pfarrerin und den tagesbegleitenden Angeboten. Gleiches gilt in den Arbeitsfeldern für die Pfarrer*innen. Diese arbeiten daneben auf Stiftungsebene zusammen. Sie sind gemeinsam mit den Führungskräften verantwortlich für das »diakonische Profil«, sprich die »diakonische Kultur« in der Skd und sind fach- und dienstrechtlich direkt an den Vorstand, beziehungsweise dessen Stellvertretung angebunden. Zum einen wird beim Lesen die hohe Komplexität in der hier gearbeitet wird deutlich, zum anderen auch der Stellenwert, den die Seelsorge (in ihrem weiten Sinn) in der Stiftung kreuznacher diakonie hat. Bei der Neustrukturierung der Arbeitsfelder vor einigen Jahren war es schwierig, die »Seelsorgenden« mit ihrer Verantwortung für das diakonische Profil, beziehungsweise Kultur und ihrer unmittelbaren Unterstellung an den Vorstand im Organigramm, der Aufbaustruktur, der Organisation abzubilden. In manchen Darstellungsversuchen wurden sie als »Wölkchen« oder als »Denkblase« abgebildet. Das macht deutlich, die Seelsorge und ihr Auftrag widersetzen sich der Festschreibungen oder anders, sie muss flexibel und frei bleiben.

² Hier verwende ich die Begrifflichkeiten wie sie in den verschiedenen Arbeitsfeldern gebräuchlich sind. Daneben gibt es noch die Bezeichnung »Gast« und »Kunde«. Alle Bezeichnungen sind immer wieder kritisch zu hinterfragen. Männliche und weibliche Formen verwende ich im Wechsel oder mit * verbunden.

Der Seelsorge liegt es fern, dass der Seelsorgende gesehen werden muss. Bringt er doch die Botschaft, dass da ein anderer ist, der uns liebevoll, barmherzig, verständnisvoll ... ansieht: »Ich sehe dich!«

So tragen wir in der Regel keinen Besuch, kein Gespräch, keinen Gottesdienst, keinen Gruppenabend und so weiter in irgendeine Dokumentation ein, wie die Ärztin, die Visite oder der Krankenpfleger den Verbandswechsel oder die Heilerziehungspflegerin den Krampfanfall.

Das entbindet die Seelsorgenden natürlich nicht davon ihre Arbeit zu evaluieren. Und auch in Form von Rechenschaftsberichten und bei Sitzungen in Gesprächsnotizen und Protokollen wird sie beschrieben beziehungsweise dokumentiert.

In der Welt der Organisation sind die Seelsorgenden theologisch gesprochen »dienstbare Knechte« wie auch »freie Herrin« gleichermaßen. Sie organisieren Telefonkarten oder den Erwerb von Tablets, um Kommunikation zu ermöglichen; sie gestalten Oasen-Tage für Mitarbeitende, um Zeit zum Nachdenken zu schaffen; sie moderieren Krisen-Gespräche in Teams; sie begleiten Einzelne oder Gruppen in Trauerprozessen; wie sie ebenso auf leitungsebene Prozesse anstoßen und verantworten für die Gesamtorganisation³ und als Mitglieder der Kreissynode die Beziehungen zu den Kirchengemeinden pflegen, Vakanzverwaltungen und Synodalbeauftragungen wahrnehmen und auch als Landessynodale am Band zwischen Kirche und Diakonie mitknüpfen und vieles mehr.

»Ich sehe dich!«

Beispiele aus dem Alltag⁴

Seelsorge und die Seelsorgenden müssen nicht gesehen werden, Seelsorge und Seelsorgende aber tragen dazu bei, dass der Mensch gesehen wird.⁵ In den folgenden Beispielen aus dem Alltag wird das sichtbar.

So beschreibt eine Diakonin in der Seelsorge aus der Seniorenhilfe eine Begegnung:

»Ich denke an eine bereits verstorbene Frau im Haus XY, die ich über lange Zeit regelmäßig besuchte. Deren Anliegen war, vor allem mit ihr und für sie ein Gebet zu sprechen. Wir hatten auch Gespräche zu ihrem Leben und vor allem zu ihrer Familie. Ich las ihr vor oder saß manchmal nur bei ihr. Doch das Beten war ihr ganz zentral. Manchmal in der Weise, dass ich hätte von einem Gebet in das nächste einstimmen sollen, für sie und ihre Anliegen. Es dauerte eine ganze Zeit, bis ich einen Weg damit fand, denn ihr Ton hatte dabei zeitweise etwas Forderndes, meine gebetsweise Überforderndes und mich Bedrängendes. Ich fühlte mich dann »benützt«. Es dauerte bis wir mit ihrem Anliegen zu beten einen Weg gefunden hatten, der für uns beide gut und stimmig war. Vielleicht entstand im Laufe der Zeit gerade dadurch eine über die Worte der Gebete hinaus sehr vertrauensvolle Atmosphäre, vielleicht gar in einer Art »Triolog«. Sie wirkte sehr hinein in unser weiteres Zusammensein.

³ Zum Beispiel die Errichtung von Ethik-Komitees beziehungsweise Beiräten für alle Bereiche der Skd.

⁴ Konkrete Orte und Namen sind hier anonymisiert oder verändert.

⁵ In diakonischen Einrichtungen arbeiten Menschen mit sehr unterschiedlichen Professionen im besten Falle miteinander, interdisziplinär. In der Skd sind das Berufe von A wie Apothekerin bis Z wie Zimmermann, die alle »Systemrelevanz« haben, aber auch im System nicht immer so wahrgenommen werden. Herausforderung wie Chance ist es immer wieder das deutlich und die Bedeutung für die Unterstützung der Hilfesuchenden sichtbar zu machen.

Bei ihrer Aussegnung sagten ihre Töchter, ihre Mutter habe – außer zu ihnen – nicht zu vielen Menschen Vertrauen aufbauen wollen. Das hätte sie jedoch zu mir getan. Sie bedankten sich aufrichtig für meine Besuche bei ihr.

Lange Zeit fand ich sie sehr anstrengend, nun vermisse ich sie und bin dankbar für unser Kennenlernen.«

Eine andere Diakonin aus der Seelsorge im Bereich der Krankenhäuser und Hospize schildert wie die Arbeit unter »Corona-Bedingungen« Beziehungen stärken konnte:

»Mein Kontakt und mein Wahrgenommen werden mit und von dem Personal hat sich, nach meinem Gefühl, auch intensiviert. In der Kapelle haben wir eine Mitarbeiter-Auszeit-Ecke eingerichtet, die zum Luftholen, Durchatmen, zur Ruhe kommen oder einfach zum Kaffee trinken und reden einlädt. Die Rückmeldungen zu diesem Angebot sind durch die Bank positiv, auch wenn bisher nur wenige die Möglichkeit zu einem Gespräch genutzt haben. Alleine, dass es diese Ecke gibt, ist, glaube ich, wichtig. Denn es bedeutet, wir haben euch im Blick oder auf dem Schirm. Wir sind da und wenn ihr wollt, haben wir Zeit für euch.«

Eine weitere Diakonin aus dem Bereich »Leben mit Behinderung« erzählt:

»Zum Gottesdienst in der »Morgensternkirche«⁶ kommen viele Menschen, die sich verbal nicht oder nur eingeschränkt äußern können. Durch unsere Form die biblischen Geschichten zu erzählen und darzustellen, versuchen wir die emotionale Ebene zu erreichen, was uns auch gelingt, denn wir sehen immer wieder wie Menschen ruhiger oder unruhiger im Verlauf der Erzählung werden. Ich deute das so, dass es sie berührt und denke, dass wir ihnen dadurch auch die Liebe Gottes, das Geborgensein in Gott vermitteln können. Die Menschen scheinen sich wohl in der Morgensternkirche zu fühlen, sonst wären sie nicht so ruhig oder würden im Verlauf des Gottesdienstes ruhiger und entspannter. Von denen, die sich äußern können, kommt das ja auch als Rückmeldung. [...]

Durch die Arbeit in der ambulanten Assistenz habe ich gemerkt, wie die Menschen es genießen, dass da jemand ist, der über einen längeren Zeitraum ungeteilt zuhört. Das ist im Gruppenalltag oft so nicht möglich. Einige nutzen deshalb die Möglichkeit, kommen auf mich zu, um über das zu reden, was sie bewegt. Andere sind zurückhaltend und warten auf Ansprache, ein »Hallo« genügt oft, um ins Gespräch zu kommen.«

Und eine Erfahrung von mir zu »ordnungsbehördlichen Bestattungen« möchte ich schildern als eine Besonderheit in der Arbeit der Seelsorge in einem diakonischen Unternehmen.

Viele Seelsorger, zumindest im städtischen Umfeld, begleiten immer wieder sogenannte »ordnungsbehördliche Bestattungen«. Das sind Beisetzungen, ohne Angehörige oder wo keine Angehörigen zu ermitteln sind, die – so sagt es das Gesetz – »bestattungspflichtig« wären, sprich, bezahlen müssen.

Mehr als 95 Prozent der Bestattungen, die ich begleite, sind »ordnungsbehördlicher« Art. Menschen, die mit einer Behinderung leben und damit alt werden, haben kaum mehr nahe Angehörige und hatten bislang erschwerte Bedingungen, um für ihre Beisetzung

⁶ Die »Morgensternkirche« ist ein Gottesdienstangebot insbesondere für Menschen mit einer Mehrfachschwerstbehinderung. Sie wird seit 30 Jahren getragen durch einen Kreis ehrenamtlicher Männer und Frauen, die die Gottesdienste vorbereiten und feiern, die Wegedienste und die Begleitung im Gottesdienst übernehmen.

vorzulegen.⁷ Ähnliches gilt für Menschen, die von Wohnungslosigkeit betroffen sind. Hier sind die familiären Beziehungen häufig abgebrochen.

So starb Julia mit 33 Jahren im Anschluss an eine Operation in einem Krankenhaus in Wiesbaden. Julia lebte seit ihrem dritten Lebensjahr in einer Wohngemeinschaft der Skd in Bad Kreuznach. Sie war hier verwurzelt, geliebt und wurde von Mitbewohner*innen, Arbeitskolleg*innen, Mitarbeitenden betrauert. Das Bestattungsrecht sieht nun bei »ordnungsbehördlichen Bestattungen« vor, dass das Ordnungsamt am Sterbeort für die Durchführung der Beisetzung zuständig ist. Darüber hinaus sind die Ordnungsämter gehalten, die Kosten niedrig zu halten. Das sieht in etlichen Landkreisen oder Städten so aus, dass eine Einäscherung und Beisetzung am Krematorium veranlasst wird. In Julias Fall wäre das in Wiesbaden so gewesen.

Die Einrichtungsleitung und ich telefonierten über Tage mit dem zuständigen Ordnungsamt, um eine Beisetzung am Wohnort möglich zu machen. Für die »Hinterbliebenen«, die Menschen, die um Julia trauern, ist das wichtig, und uns ist es ein Anliegen, keinen Menschen anonym irgendwo zu begraben⁸. Zu Julias Trauerfeier war die Diakonie-Kirche voll und ihr Grab auf dem Gräberfeld der kreuznacher diakonie wird auch heute noch, nach sechs Jahren, sichtbar durch frische Blumen, besucht.

Julias Beisetzung ist ein Beispiel von vielen. Daneben soll es auch keine Rolle spielen, dass die Kirche voll und das Grab besucht wird. Für die Menschen, die eine ordnungsbehördliche Bestattung »erwartet«, ist es wichtig und beruhigend zu wissen, wo ihr Grab mit Namen sein wird.

Die Kontaktpflege zu den Mitarbeitenden der Ordnungsämter sowie zu den Bestattern ist ein Teil der Netzwerkarbeit der Seelsorge im diakonischen Sozialunternehmen.

»Dienstbarer Knecht und freie Herrin« Ein Resümee

Die Seelsorge, beziehungsweise die Arbeit der Seelsorger*innen ist im diakonischen Sozialunternehmen nicht wegzudenken. Auch wenn sie selten augenfällig daherkommt, ist sie immanent und wird wahrgenommen, angenommen und aufgesucht. Sie ist dem einzelnen Menschen, wie dem Menschen in der Organisation, zugewandt und verpflichtet – ist ihm ein »dienstbarer Knecht«.

In der Organisation ist sie »freie Herrin«. Sie bewegt sich wie keine andere Profession auf allen Ebenen der Organisation. Sie pflegt Kontakt zu den Menschen, die Hilfe suchen, wie Patient*innen, Bewohner*innen und so weiter; zu den Mitarbeitenden auf den Stationen, in Gruppendiensten et cetera; sie redet regelmäßig mit den verschiedenen Führungsebenen, über die Ausgestaltung der Arbeit wie auch über strukturelle Probleme, die sie wahrnimmt. Sie übernimmt mit ihrer Arbeit Verantwortung für das diakonische Profil und die Kultur der Organisation.⁹ Sie repräsentiert damit auch Kirche jenseits der Parochie.

⁷ Hier schafft das Bundesteilhabegesetz, das seit 1. Januar 2020 in Kraft ist, eine Verbesserung.

⁸ Soweit er das nicht selbst für sich so verfügt hat.

⁹ Richtlinie des Rates über kirchliche Anforderungen der beruflichen Mitarbeit in der Evangelischen Kirche in Deutschland und ihrer Diakonie vom 9. Dezember 2016 ([ABl. EKD 2017 Seite 11](#))

§ 2 Grundlagen des kirchlichen Dienstes

(1) 1 Der Dienst der Kirche ist durch den Auftrag bestimmt, das Evangelium in Wort und Tat zu bezeugen. 2 Alle Frauen und Männer, die in Anstellungsverhältnissen in Kirche und Diakonie tätig sind, tragen dazu bei, dass dieser Auftrag erfüllt werden kann. 3 Dieser Auftrag ist die Grundlage der Rechte und Pflichten von Anstellungsträgern sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. 4 Die gemeinsame Verantwortung für den Dienst der Kirche und ihrer Diakonie verbindet Anstellungsträger und Mitarbeiterinnen wie Mitarbeiter zu einer Dienstgemeinschaft und verpflichtet sie zu vertrauensvoller Zusammenarbeit.

Darüber hinaus sind die Seelsorgenden, neben der Inklusionsmanagerin, jene, die im Sozialraum vernetzt sind, beziehungsweise ein Netzwerk aufbauen. Individuell für den einzelnen Menschen, der Hilfe sucht, wie auch strukturell für die Belange der Organisation. Seelsorge ist Netzwerkarbeit, wie auch Brücken bauend. Sie kennt die Nöte der Menschen, wie auch die Möglichkeiten der Organisation. So organisiert zum Beispiel der Seelsorger im Krankenhaus derzeit Tablets, um für Patient*innen die Kommunikation mit ihren Angehörigen zu ermöglichen. Er sieht den Bedarf der Patient*innen, weiß aber auch, dass Tablets nicht im Budget liegen. So kümmert er sich um Spendenmittel zur Beschaffung der Tablets. Die christliche Seelsorge im diakonischen Sozialunternehmen steht darüber hinaus für das »Mehr«. In diakonischen Einrichtungen wird nicht anders oder besser gepflegt als in anderen Einrichtungen. Auch die Haltung zum Menschen ist nicht zwingend eine andere, aber sie ist hier immer geprägt vom jüdisch- christlichen Menschenbild. Dem Menschen als Ebenbild Gottes, dessen Würde unverbrüchlich ist. Dem Menschen, der dem anderen in Not hilft. Dass es die Pflege gibt, entspringt dieser Haltung. Im diakonischen Sozialunternehmen ist sie geprägt vom Glauben an Gott, der dem Menschen seine Liebe schenkt, aus der heraus der Mensch handeln kann. So bezeugt und erinnert die Seelsorge diesen liebenden Gott, der uns einlädt: ›Liebe deinen Mitmenschen, wie du selbst von mir geliebt bist!«

(2) 1 Die kirchlichen und diakonischen Anstellungsträger haben die Aufgabe, ihre Dienststellen und Einrichtungen gemäß ihrer evangelischen Identität zu gestalten. 2 Sie tragen Verantwortung für die evangelische Prägung in den Arbeitsvollzügen, den geistlichen Angeboten und der Organisation ihrer Dienststelle oder Einrichtung.

(3) Die Anstellungsträger haben die Aufgabe, ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit den christlichen Grundsätzen ihrer Arbeit vertraut zu machen. Sie fördern die Fort- und Weiterbildung zu Themen des Glaubens und des christlichen Menschenbildes.

Mitarbeitendenseelsorge bei der Diakonie Düsseldorf

Pfarrerin Claudia Weitz-Schäfer

»In den vergangenen Wochen sind so viele Bewohner verstorben. Wir haben das Gefühl, das hört gar nicht mehr auf. Wir bekommen den Tod nicht aus unseren Köpfen und Herzen. Können Sie kommen, damit wir zusammen im Team Abschied nehmen können? Danach ist uns immer leichter.«

»Im Moment drehen wir uns im Team im Kreis. Wir sind alle unzufrieden und haben schlechte Laune. Ich weiß nicht, was gerade los ist. Wir sollten mal darüber reden.«

»Meine Frau hat mich verlassen, ich kriege gar nichts mehr wirklich mit. Ich stehe neben mir und bei der Arbeit mit Klient*innen kann ich mich gar nicht mehr konzentrieren. Meine Chefin hat gemeint, dass ich mich mal bei Ihnen melden soll.«

Drei Stimmen, drei Situationen, die exemplarisch sind für meine Arbeit als Mitarbeitendenseelsorgerin bei der Diakonie Düsseldorf. »Mitarbeitendenseelsorgerin« – diese Bezeichnung ruft bisweilen Erstaunen hervor. Wenn ich hin und wieder bei Veranstaltungen zu einem Referat oder Statement eingeladen bin, werde ich oft unversehens zur Diakoniefarrerin (was ja nicht falsch ist) oder zur Mitarbeitendenvertreterin (das trifft nun nicht so ganz zu) oder ähnliches.

Diakonie und Mitarbeitendenseelsorge

Warum ist das so? Der Fokus auf die Mitarbeitenden scheint eine Ausnahme zu sein. Und in der Tat bin ich bei manchen Treffen von Seelsorgekollegen und -kolleginnen eine Exotin. Ich bin weder Gemeindepfarrerin noch Krankenhausseelsorgerin noch Altenheimseelsorgerin. Ich bin alles zusammen und dann wieder auch nicht. Meine »Gemeinde« sind 2.800 hauptamtliche Mitarbeitende und 1.600 Ehrenamtliche. Meine Gemeinde ist nicht rein evangelisch. Ich bin evangelische Pfarrerin einer multikonfessionellen und auch, zu einem kleineren Teil, multireligiösen Gemeinde¹ und gestalte so auch das evangelische Profil der Diakonie Düsseldorf mit. Jeder Mitarbeitende, jede Mitarbeitende, der/die mich und meine Angebote nachfragt, wird sie auch bekommen, egal welchen Hintergrund sie oder er hat. Es sind Mitarbeitende aus vielen unterschiedlichen Geschäftsbereichen, darunter auch acht Pflegeheime. Ich leite das Ethikkomitee der Diakonie Düsseldorf und den Arbeitskreis »Kultur des Sterbens«. Also dann auch irgendwie Altenheimseelsorgerin. Und dann auch wieder nicht: Für Bewohner und Bewohnerinnen oder Klienten und Klientinnen bin ich nur im Rahmen von Ethikberatungen zuständig. Ansonsten konzentriere ich mich in meiner Arbeit wirklich nur auf die Mitarbeitenden. Mein Interesse gilt ihnen und ihrem Befinden. Ich arbeite also bei der Diakonie und konzentriere mich auf einen Teil der Diakonie, der sonst eher wenig Beachtung findet. Denn wer »Diakonie« hört, denkt

¹ Die Neufassung der Richtlinie des Rates der EKD über die berufliche Mitarbeit in der evangelischen Kirche und ihrer Diakonie vom 9. Dezember 2016 (Richtlinie) öffnete die Beschäftigung von nicht-kirchlichen Mitarbeitenden

zunächst an die Tat und die Handlung. An praktische Nächstenliebe im wahrsten Sinne des Wortes »praktisch«² und nicht so sehr an die, die diese Nächstenliebe praktizieren. An die Handlung, nicht so sehr an die Handelnden.³

Die Einordnung von Diakonie als »Lebens- und Wesensäußerung der Kirche« ist unbestritten: »Die Kirche hat den Auftrag, Gottes Liebe zur Welt in Jesus Christus allen Menschen zu bezeugen. Diakonie ist eine Gestalt dieses Zeugnisses und nimmt sich besonders der Menschen in leiblicher Not, in seelischer Bedrängnis und in sozial ungerechten Verhältnissen an. Sie sucht auch die Ursachen dieser Nöte zu beheben. Sie richtet sich in ökumenischer Weite an Einzelne und Gruppen, an Nahe und Ferne, an Christen und Nichtchristen. Diese Liebe verpflichtet alle Glieder der Kirche zum Dienst und gewinnt in besonderer Weise Gestalt im Diakonat der Kirche; demgemäß ist Diakonie Wesens- und Lebensäußerung der Kirche. Heil und Wohl des Menschen gehören untrennbar zusammen. Diakonie vollzieht sich in Wort und Tat als ganzheitlicher Dienst am Menschen.«⁴

Neben Gemeinschaft, Zeugnis und Gottesdienst⁵ steht hier die Tat, das Tun am Menschen im Mittelpunkt beziehungsweise dann die Menschen, die man unterstützen will und kann.

Ein Leitgedanke von Diakonie ist, ein Ungleichgewicht von überlegenem Helfer zu unterlegenem Objekt der Hilfe zu vermeiden und auf Augenhöhe und bedarfsgerecht zu agieren. Im Allgemeinen werden viel Mühe und Überlegungen darauf verwandt, wie Menschen unterstützt werden können, eben nicht als Objekt, sondern als Subjekt. Neben der bedarfsgerechten Hilfe steht die Hilfe zur Selbsthilfe, die Verantwortung und Zurüstung des Menschen im Vordergrund. Im Leitbild der Diakonie Düsseldorf wird das folgendermaßen beschrieben: »Wir begegnen allen Menschen offen. Wir sehen die Nöte und Chancen der Menschen. Wir unterstützen Menschen in allen Lebenssituationen. Wir helfen Menschen, sich zu entfalten. Wir fördern Eigeninitiative und Fähigkeiten.« In der Regel liegt der Fokus auf denjenigen, die diese Dienste in Anspruch nehmen: Klienten und Klientinnen oder wie immer man sie nennen will in den vielerlei Diensten, die die Diakonie anbietet: sei es Schuldnerberatung, Beratung in Lebenskrisen, sei es Suchtberatung, Wohngruppen für Jugendliche, Tagespflegen, Schulsozialarbeit und vieles mehr. Ergänzt und begleitet wird dieses im buchstäblichen Sinne: praktische Helfen auch immer durch seelsorgerliches Handeln, auch wenn es die jeweiligen Mitarbeitenden vielleicht nicht so bezeichnen würden. Seelsorge kann hier alles Zuhören, Mitfühlen und Verstehen beschreiben.

Gegenstand der Betrachtung von Diakonie ist auch der Rahmen oder die Organisation, in der der Dienst, die Diakonie, geschieht. Ist Diakonie an Kirchengemeinden angebunden? Für was ist der Kirchenkreis verantwortlich? Gibt es diakonische Werke

² Von griechisch πράττειν – handeln

³ Vgl das Interview mit Barbara Montag, Seelsorge in der Pandemie, Das große Bedürfnis nach Trost auf www.diakonie-rwl.de/themen/diakonische-identitaet/seelsorge-pandemie, wo zum Schluss das Fazit gezogen wird, dass es wünschenswert wäre, wenn es auch für Mitarbeitenden mehr Seelsorger und Seelsorgerinnen gäbe.

⁴ Kirchengesetz über die Ordnung diakonischer Arbeit in der Evangelischen Kirche im Rheinland, vom 15. Januar 2016, § 1 Auftrag der Diakonie.

⁵ Die 4 klassischen Grunddimensionen von Kirche: koinonia, martyria, leiturgia, diakonia.

oder Einrichtungen? Und was sind Pflichten und Rechte?⁶ Oder geschieht Diakonie in kommunalen Häusern oder Einrichtungen der Freien Wohlfahrtspflege? Wie wirken sich ökonomische und kommerzielle Zwänge auf den diakonischen Dienst aus? Welche Freiräume, aber auch Probleme entstehen?

Auch bei all diesen Betrachtungen wird der Blick meist auf diejenigen vernachlässigt, die Diakonie erlebbar machen, die sich in diesen Dienst stellen und ihn ausführen: die Mitarbeitenden. Dabei bilden Klienten und Klientinnen, Rahmenbedingungen und Mitarbeitende ein Beziehungsdreieck, ein Beziehungssystem, das ebenso nähere Betrachtung verdient wie die einzelnen Teile dieses Dreiecks. Die Mitarbeitenden als Teil dieses Systems sind selten Gegenstand der Betrachtungen und Überlegungen. Nur in Krisenzeiten, wie wir sie mit Corona erleben, wird diese Vernachlässigung etwas aufgehoben. Die Arbeit wird gesehen. Sie wird sogar als systemrelevant (welches System hier auch immer gemeint ist) geschätzt. Die Vergütung soll sich verbessern, die Rahmenbedingungen auch. Doch damit bleiben die tagtäglichen Anforderungen und Belastungen (die selbstverständlich mit einer Pandemie wie Covid-19 höher sind) bestehen. Mit einer höheren Bezahlung werden sich die Anforderungen nicht verringern. Vielleicht werden sogar die Ansprüche noch mehr.

Die Diakonie Düsseldorf hat in diesem Punkt ihre Sichtweise erweitert. Dies wird unter anderem auch im Leitbild deutlich: »... Dabei richtet sich unser Handeln an alle Menschen: Einzelne und Gruppen, Christen und Nichtchristen, Hilfesuchende und *Mitarbeitende* – Diakonie ist ganzheitlicher Dienst am Menschen.« Natürlich wird auch bei anderen (diakonischen) Einrichtungen und bei anderen (diakonischen) Trägern der Umgang mit Mitarbeitenden oder der Umgang der Mitarbeitenden untereinander beschrieben, sei es als Führungsaufgabe oder als vertrauensvoller, offener und verlässlicher Umgang untereinander im Leitbild der Organisation oder in Führungsleitlinien. Und ganz selbstverständlich werden auch bei Seelsorgenden in den verschiedensten Einrichtungen (seien es etwa Krankenhäuser und Alten- und Pflegeheime⁷) die Mitarbeitenden nicht vergessen. Auch ihr Dienst richtet sich natürlich an die Mitarbeitenden der jeweiligen Einrichtungen.

Und doch geht die Diakonie Düsseldorf schon seit Jahren einen besonderen Weg, indem eine Stelle nur für die Seelsorge an Mitarbeitenden geschaffen wurde.

»Die Mitarbeitendenseelsorge ermöglicht es Mitarbeitenden, in Phasen der Unzufriedenheit, der Überlastung oder persönlichen Schwierigkeiten, die eigene Situation im geschützten Raum des seelsorgerlichen Gesprächs zu thematisieren und Zuspruch zu erfahren. Ziel ist es, die Selbstvergewisserung und Motivation der Mitarbeitenden zu fördern sowie durch die Kommunikation des Evangeliums Freiheits- und Entlastungserfahrungen bei Versagen, Schuld und Niedergeschlagenheit zu ermöglichen.«⁸ Das Konzept der Mitarbeitendenseelsorge der Diakonie Düsseldorf

⁶ Vgl. Kirchengesetz über die Ordnung diakonischer Arbeit in der Evangelischen Kirche im Rheinland, § 2 ff.

⁷ Im Konzept für die Evangelische Seelsorge im Altenheim der Evangelischen Kirche im Rheinland, 2015, das vom Arbeitskreis Altenheimseelsorge erarbeitet wurde, werden zwar die Mitarbeitenden berücksichtigt, aber eben als Teil der Seelsorge neben Bewohnern und Bewohnerinnen und Angehörigen.

⁸ Soweit die Definition in einer Vorlage für die Frühjahrs-Kreissynode 2018 des Evangelischen Kirchenkreises Düsseldorf.

leitet sich also aus der Kommunikation des Evangeliums ab. Evangelium bedeutet Freiheit vom Gesetz⁹, von falschen Bindungen¹⁰, Trost und Zuspruch und Lossprechung von Schuld und Sünde. Evangelium bedeutet zugleich die Übernahme von Verantwortung zum freien Dienst.¹¹

Biblische Bezüge

Biblich scheint in dieser Beschreibung das Gebot der Nächstenliebe aus Markus 12 auf: »Du sollst deinen Nächsten lieben *wie dich selbst*.« Durch das Handeln der Mitarbeitenden wird Nächstenliebe gelebt. Nur mit und durch sie kann sie Realität werden. Der Dienst an anderen Menschen braucht ein gewisses Maß an Freiheit von eigenen Belastungen. Wer zu sehr mit eigenen Sorgen und Nöten beschäftigt ist, hat kaum Kraft für andere. Wer Nächstenliebe leben will, benötigt seinerseits Entlastung, um durch den Dienst am Nächsten nicht auszubrennen. Dabei kommen die Mitarbeitenden als Individuen in den Blick, die ebenso wie Klienten und Klientinnen Bedürfnisse haben und Zukunftsmöglichkeiten erkennen wollen. Diese Zukunftsgestaltung betrifft die eigene Zukunft, die Zukunft der jeweiligen Klienten und Klientinnen und die Zukunft des jeweiligen Trägers. Die Mitgestaltung dieser Zukunft ist leichter möglich, wenn die Gegenwart entlastet ist. Die zukünftige Nächstenliebe kann leichter gelebt werden, wenn Selbstliebe möglich ist. Die Freiheit durch das Evangelium soll den wichtigen Schwerpunkt in der Dreiecksbeziehung von Organisation, Klient/Klientin und Mitarbeitenden setzen. Mitarbeitendenseelsorge ist ein wichtiger Baustein, der sich auf vielen Ebenen auswirkt. So ist Seelsorge an Mitarbeitenden auch ein Baustein der Personalführung und -entwicklung von Diakonie oder kann auch als ein Element der Gesundheitsförderung und Gesundheitserhaltung von Mitarbeitenden gesehen werden.

Im Buch der Genesis lesen wir, dass der Mensch eine lebendige Seele ist¹². Der Mensch hat also keine Seele, er ist eine. Und er ist auch nicht aufgeteilt in Körper, Seele und Geist. Somit ist jegliche Seelsorge, Sorge am ganzen Menschen. In der Seelsorge gewinnt Nächstenliebe im buchstäblichen Sinne Gestalt. In der Seelsorge erfährt ein Mensch Zuwendung. Er wird ermutigt und gestärkt in einem Schutzraum, in dem Leid und auch Freude, Sehnsüchte und Hoffnungen ausgesprochen werden können, ohne dass eine Bewertung stattfindet. Das seelsorgerliche Gespräch kann Möglichkeiten zur Klage, auch zur Anklage eröffnen, kann darin unterstützen, eigens Versagen und Schuld auszusprechen und so zu Freiheits- und Entlastungserfahrungen beitragen. In einem seelsorgerlichen Gespräch erfährt ein Mensch bedingungslose Annahme, so wie er eben ist. Dadurch wird die menschenfreundliche Zuwendung Gottes zu uns Menschen deutlich und seine bedingungslose Annahme. Seelsorge sieht den Menschen so, wie er ist, also auch in seinen Bezügen und Beziehungen. Menschen leben in verschiedenen Bezügen, aber immer in Beziehungen: zu sich selbst, zu seinen Mitmenschen, zu Gott. Geraten eine oder mehrere dieser

⁹ Vgl Galater 5

¹⁰ Vgl. Barmer Theologische Erklärung These 2.

¹¹ Ebd. und Martin Luther, Freiheit eines Christenmenschen, »Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.«

¹² Genesis 2,7.

Beziehungen aus dem Gleichgewicht, brauchen wir Menschen oft Hilfe von außen, damit Sorgen und Probleme nicht Überhand nehmen. Seelsorge vollzieht sich im persönlichen Gespräch, in dem Menschen ihre Sorgen und Nöte vortragen und Glaubens- und Lebenshilfe erfahren. Seelsorge kann nicht nur von gläubigen Menschen in Anspruch genommen werden. Diejenigen, die Seelsorge anbieten, handeln in der (evangelischen) Überzeugung, dass Gott den Menschen ohne Ansehen seiner Leistungen in Liebe ansieht und die Beziehung zu ihm im Leben und Sterben und über den Tod hinaus besteht, und dass der Mensch daher eine unverlierbare Würde besitzt.

Seelsorge vollzieht sich aber auch in liebevollen Gesten, in Liedern, Gebeten, Ritualen, im E-Mail-Verkehr, in Telefonaten, in Videochats und anderen Formen der Kommunikation. Seelsorge ist keine Beichte, auch wenn ein Gespräch dazu werden kann oder sogar ausdrücklich gewünscht wird.

Seelsorge setzt immer Freiwilligkeit voraus. Sie verfolgt keine eigenen Interessen. Die Frage Jesu: »Was willst du, dass ich dir tun soll?«¹³, kann leitend sein.

Alle Gespräche unterliegen selbstverständlich der seelsorgerlichen Schweigepflicht beziehungsweise dem Beichtgeheimnis. Dies ist besonders wichtig, da ich in derselben Organisation tätig bin wie die Mitarbeitenden und selbstverständlich die jeweiligen Leitungskräfte auch kenne. Hier wird erneut deutlich, wie sich Mitarbeitendenseelsorge im Bezugsdreieck von Organisation, Klienten und Klientinnen und Mitarbeitenden vollzieht.

Praktisches

Alle Gespräche, die mit mir geführt werden, seien es Team- oder Einzelgespräche, werden im Rahmen meiner Tätigkeit als Mitarbeitendenseelsorgerin geführt. Der Begriff der Seelsorgerin lässt den theologischen und kirchlichen Grund aufscheinen, auf dem ich stehe. Es ist für alle Beteiligten klar, dass ich zuallererst Theologin, Pfarrerin bin und alles andere nachgeordnet ist. Meine anderen Qualifikationen (Systemische Therapeutin und Beraterin, Gesundheitscoach) treten zunächst in den Hintergrund. Ein Ausdruck einer Mitarbeiterin macht dies deutlich. Bei einem Treffen, bei dem auch Nicht-Diakonie-Mitarbeitende anwesend waren, wollte sie mich jemandem vorstellen. Ihr fiel der Begriff »Mitarbeitendenseelsorgerin« nicht mehr ein und sie stellte mich als die »Seelenbeauftragte, also diejenige, die sich um die Seelen der Mitarbeitenden kümmert« vor. Diese »Berufsbezeichnung« empfand ich als große Wertschätzung und Vertrauensbeweis. Und sie zeigt, dass mich die Mitarbeitenden auch so wahrnehmen. Das Plus gegenüber Supervisoren und ähnlichen Berufsgruppen ist allen deutlich. Es sind alle Gesprächsthemen möglich, auch Gespräche mit einer geistlichen Dimension und Glaubensgespräche, Gespräche, die offen sind für Deutungsarbeit und Sinnfragen.

¹³ Vgl. Lukas 18,41.

Teamgespräche

Teamgespräche finden im Rahmen der »normalen, regelmäßigen« Teams statt oder es wird ein Sondertermin vereinbart. Bei speziellen Teamthemen können es auch mehrere Gespräche in kürzeren Abständen sein. Bei Teamgesprächen mit mir wird kein Protokoll geführt. Auch in ihnen unterliege ich der Schweigepflicht.

Teamgespräche finden mit oder ohne die jeweilige Leitung statt, je nach Wunsch oder Thema. Dadurch wird die Balance von Freiheit und Bindung, Eigenverantwortung und Rechenschaftspflicht der Mitarbeitenden in einer evangelischen Einrichtung deutlich.

Teamthemen können sein: Umgang mit Tod und Sterben; Andachtsrituale zum Abschiednehmen, Einüben der verschiedenen Andachts- und Verabschiedungsfeiern aus der diakonieeigenen Broschüre »Abschied in Würde«; Kommunikationsstrukturen im Team, Konflikte untereinander, Burnoutprophylaxe, Resilienz, Gesundheitscoaching, Umgang und Kommunikation mit Angehörigen, Umgang mit Klienten/Klientinnen, Pausengestaltung und vieles mehr. Aber auch Kriseninterventionen beim Tod eines Kollegen/einer Kollegin oder beim plötzlichen, unerwarteten Tod (Selbstmord) eines Klienten/einer Klientin können Anlass eines Gespräches und einer anschließenden Abschiedsfeier sein. Dadurch wird deutlich, dass Alltag und Praxis der Diakonie Düsseldorf bewusst vor dem Hintergrund der Botschaft des Evangeliums, als Kommunikation des Evangeliums, gesehen wird. Nämlich, dass Tod und Sterben, aber auch die Grenzen des Handelns vor dem Hintergrund der Zusage Gottes stehen.

Unterschiedliche Methoden können dabei zur Anwendung kommen: beispielsweise im Gespräch, im Spiel, mit darstellenden Methoden. Mit einer Methodenvielfalt wird der Individualität der Mitarbeitenden und den unterschiedlichen, sich stets wandelnden Bedingungen vor Ort, in den verschiedenen Einrichtungen der Diakonie Düsseldorf Rechnung getragen.

Einzelgespräche

Einzelgespräche werden ganz individuell gestaltet. Da ich keine starren Dienstzeiten habe, kann ich auch Gespräche früh am Morgen oder spät am Abend führen, je nach Dienstplan des einzelnen Mitarbeitenden/der einzelnen Mitarbeiterin. Der Ort ist ebenso frei wählbar: bei mir im Büro, in der jeweiligen Einrichtung, bei dem/der Mitarbeitende zu Hause, in einem Café, beim Spazierengehen oder oder... Mitarbeitende sollen eine Umgebung haben, in der sie sich sicher fühlen und vertrauensvoll reden können. Diese Entscheidungsfreiheit ist wichtig, da die räumliche oder zeitliche Nähe zur jeweiligen Dienststelle unter Umständen zur Bearbeitung von Problemen nicht hilfreich ist. So wird die »Verortung« des/der Mitarbeitenden im Rahmen der Organisation/Einrichtung beachtet. Oft genügt ein einzelnes Gespräch nicht. Die Mitarbeitenden können diese Einzelgespräche mit mir in ihrer Dienstzeit führen. Die Entscheidung liegt bei ihnen selbst, ob sie dies tun wollen oder nicht.

Einzelgespräche sind oft auch nicht verabredet, sondern finden spontan in den Einrichtungen oder auf dem Weg statt, wenn mich die Mitarbeitenden gerade sehen. Das ist ein großer Vorteil, denn die Mitarbeitenden müssen nicht die Hürde überwinden und einen Termin mit mir verabreden. Diese Termine können dann auch entsprechend

länger dauern oder sind »Seelsorge zwischen Tür und Angel« und bedürfen anderer Methoden. Manche Mitarbeitende kommen auch einfach in meinem Büro vorbei, wenn sie gerade Zeit haben (die Randsituation meines Büros ist sehr hilfreich, da man unangesehen kommen kann). Dies mag vielleicht sehr selbstverständlich anmuten, aber schon allein, dass die Mitarbeitenden meinen speziellen Auftrag kennen, der sich speziell auf sie konzentriert, lässt sie sicher sein, dass ich für sie Zeit habe und sie mit ihren Anliegen bei mir richtig sind.

In Einzelgesprächen haben selbstverständlich auch rein private Themen ihren Platz wie [beispielsweise](#) Partnerschaftsprobleme, Probleme mit den Kindern, Probleme mit den Eltern, Trauer, Heimweh, Missbrauch. Der Mensch wird ganzheitlich wahrgenommen. Arbeit und private Situationen sind ebenso untrennbar wie der Mensch selbst nicht teilbar ist in einen Arbeitnehmer und in eine Privatperson. Trotz aller Professionalität gelingt es manchmal nicht, Arbeitsthemen oder Themen der Klienten und Klientinnen nicht mit nach Hause zu nehmen und auch private Probleme auszublenden.

Die Arbeit betreffende Themen wie etwa Konflikte mit Kolleginnen und Kollegen, der Leitung, sich Zurechtfinden im Team, berufliche Orientierung, Kommunikation, Umgang mit dem Abschied vom Beruf lassen sich oft kaum von persönlichen Problemen trennen. Schließlich beeinflussen persönliche Prägungen und Erfahrungen auch Konflikte mit Vorgesetzten oder Probleme, sich in eine Organisation zu integrieren.

Für alle Gespräche gilt: Evangelium bedeutet auch das Eingeständnis der eigenen Grenzen. Ist sich die Seelsorgerin ihrer bewusst, muss sie rechtzeitig an Experten und Expertinnen weiter verweisen.

Weiterhin gehört es zu meinem Selbstverständnis als Pfarrerin, dass mich Mitarbeitende in Krisenzeiten auch außerhalb meiner offiziellen Dienstzeit erreichen können. Sie erhalten die Nummer meines Diensttelefons zu Hause.

Und zu guter Letzt geschieht Mitarbeitendenseelsorge nicht in Konkurrenz zu Liturgia, sondern ergänzt sie. Genauer: Mitarbeitendenseelsorge ist eine (andere) Form der Kommunikation des Evangeliums. Und so halte ich selbstverständlich auch Andachten für Mitarbeitende und Gottesdienste zu Taufen, Trauungen und Beerdigungen, so dass ich auch diese Passageriten mit und für Mitarbeitende gestalten, erleben und feiern kann.

Fortbildungen

Die Diakonie trägt als evangelischer Arbeitgeber die Verantwortung für die evangelische Prägung der Organisation¹⁴. Als Baustein des evangelischen Profils gehört auch, Mitarbeitenden Kenntnisse über Strukturen, Wandel und Entwicklungen in der Evangelischen Kirche (in Düsseldorf) zu vermitteln, die für ihr Arbeitsfeld notwendig sind. Ebenso ist es notwendig, eine eigene Position zur evangelischen Ausrichtung des Arbeitgebers und einen individuellen Umgang mit Glaubensinhalten zu finden und

¹⁴ Vgl. hierzu nochmals die Neufassung der Richtlinie des Rates der EKD über die berufliche Mitarbeit in der evangelischen Kirche und ihrer Diakonie vom 9. Dezember 2016 (Richtlinie).

sprachfähig zu werden und/oder zu bleiben. Die Erfahrung zeigt, dass Mitarbeitende oft nicht mehr in Kontakt zu ihrer eigenen Kirchengemeinde stehen, aber einer vertrauten Person oder/und Struktur gegenüber aufgeschlossen sind. Somit gehören auch einzelne Fort- und Weiterbildungen für Mitarbeitende zu meinem Stellenprofil: Tage als »1. Hilfe für die Seele«, Workshops zu Tod und Sterben, Fortbildungen zu ethischen Fallgesprächen, Schulungen zur Vermeidung von »Gewalt in der Pflege«, Fachtage zu verschiedenen Themen und kleine Fortbildungseinheiten in Teamgesprächen.

(Nicht ganz unparteiischer) Exkurs zu Corona aus Sicht einer Mitarbeitendenseelsorgerin

Juli 2020 – seit Mitte März sind 16 Wochen vergangen. Und erst so langsam kommen das Begreifen und das Gefühl, was diese Wochen mit uns, mit den Mitarbeitenden der Diakonie (Düsseldorf), gemacht haben. So viel Einsatz, Kreativität und Flexibilität liegen hinter uns und wir wissen nicht, was noch vor uns liegt.

In allen Bereichen gab es harte Einschnitte, Veränderungen und Anpassungen. Einrichtungen mussten ihre Angebote anpassen und Mitarbeitende anders einsetzen. »Homeoffice« war das Zauberwort der Stunde. Doch Homeoffice von einem Tag auf den anderen ist eine Herausforderung. Und wenn man es nicht gelernt hat, learning by doing, mehr schlecht als recht. Wo stelle ich meinen PC hin, wie krieg ich das hin parallel zum Homeschooling? Meine eigenen Kinder sind auch noch da... Ich als Mitarbeitendenseelsorgerin führte viele Telefonate zu diesem Thema: Wir haben ganz individuell geschaut, wie das funktionieren kann in der spezifischen Wohn-, Lebens- und Arbeitssituationen.

Viele Klienten und Klientinnen der Diakonie durften die gewohnten Räume nicht mehr betreten. Also Beratung draußen, auf dem Platz vor den Büros, spazieren im Park, viel telefonieren. Die Schulen waren geschlossen, trotzdem musste der Kontakt zu den Eltern und Kindern in der Schulsozialarbeit aufrechterhalten werden (auch damit Kindeswohlgefährdung rechtzeitig erkannt wird). Wie geht das, wenn es Kinder sind, denen die digitalen Medien nicht zur Verfügung stehen? Lösungen mussten her – und wurden gefunden.

Und auch Mitarbeitendenseelsorge geschah über Videostreamen, Telefonate, Spazierengehen und E-Mails. Alle stationären Einrichtungen waren besonders gefordert. Ständig neue Coronaschutzverordnungen. Ein besonderer Blick lag auf den stationären Altenheimen. Sie wurden nahezu hermetisch abgeriegelt. So war zumindest der Eindruck von außen. Angst hatte man in den Heimen. Angst davor, dass sich das Virus ausbreitet und anvertraute Bewohner und Bewohnerinnen erkranken und sterben könnten. Angst wurde von außen geschürt, von den Medien. Coronafälle in Heimen in Süddeutschland waren schlechte Beispiele. Entstand doch gerade in den Medien das Bild: Wenn Bewohner erkranken, dann hat das mit Verantwortungslosigkeit zu tun und mit schlechter Pflege und Betreuung. Es wurde bei jeder Entdeckung von Erkrankungen in Heimen sofort spekuliert, wie das Virus denn den Weg in die Einrichtung gefunden hat. Und das konnte nur über die Mitarbeitenden sein. Dass Bewohner und Bewohnerinnen vor dem Lockdown selbstverständlich die Häuser verlassen dürfen (sie wohnen da schließlich und sind nicht eingesperrt) oder auch

Besucher und Besucherinnen das Virus tragen können, wurde nicht überlegt. Dieses Bild belastete viele Mitarbeitenden in unseren Heimen so sehr, dass sie freiwillig auch auf private Kontakte verzichteten, damit sie »ihre« Bewohner und Bewohnerinnen nicht anstecken konnten. Auch hier ist viel Kreativität entstanden. Menschen in Altenheimen waren sicher besser gepflegt und betreut als mancher alte Mensch, der alleine Zuhause lebt.

Alle wurden fast schon zu Digitalprofis. Skypen und Videoanrufe wurden getätigt. Digitale Grüße verschickt. Briefeschreiben wurde wiederentdeckt. Stadtteile schrieben an fremde Menschen in den Heimen und grüßten sie zu Ostern. Freiluftgottesdienste und -konzerte wurden geboten mit Zuschauern und Zuschauerinnen in den Fenstern. Neue Wege wurden beschritten und halfen, die Langeweile zu verbannen. Die meisten Bewohner und Bewohnerinnen nahmen es gelassen. Natürlich gab es auch mal Tränen und Traurigkeit, aber es gab immer Trost. Niemand war einsam und verlassen. Auch sterbende Menschen wurden achtsam und würdevoll begleitet von Betreuung und Pflege und auch die Angehörigen konnten in den letzten Stunden dabei sein.

Mit den Lockerungen kamen wieder neue Herausforderungen und Vorschriften. Das ist eine personelle Organisationsleistung, nun all diese Regelungen zu beachten. Jetzt werden auch die Angehörigen gefordert und in die Verantwortung genommen. Und jetzt, mit den Lockerungen, kommt die Erschöpfung. In Teamgesprächen kommen alle Belastungen an die Oberfläche, die diese Zeit gefordert hat: Angst vor eigener Erkrankung wurde verdrängt, nur die Bewohner*innen zählten. Vereinsamung, weil man niemanden in Gefahr bringen wollte. Viele Mitarbeitende haben ihre erwachsenen Kinder auch seit März nicht mehr persönlich gesehen. Arbeiten in Schutzkleidung oder mit FFP2-Masken ist auch körperlich belastend. Und auch die Kommunikation mit alten Menschen klappt mit Maske nicht wirklich. Es wird deutlich, wie viele Menschen von den Lippen ablesen, und wenn das wegfällt, wird Kommunikation schwierig, zumal auch der Körperkontakt weitgehend wegfiel. Der eigene Anspruch an die Arbeit konnte nicht so erfüllt werden und vieles mehr. Und das Ende ist noch nicht in Sicht.

Gerade in solchen Zeiten ist das Bedürfnis nach Trost und Zuspruch, nach Begleitung und Entlastung bei Mitarbeitenden sehr hoch und die Stelle einer Mitarbeitendenseelsorgerin/eines Mitarbeitendenseelsorgers mehr als notwendig. Bleibt zu hoffen, dass die Krise die Notwendigkeit erwiesen hätte, dass alle Mitarbeitenden in der Diakonie, also diejenigen, die Nächstenliebe leben, auch ausgebildete Seelsorgende an ihrer Seite brauchen.

Diakone und Diakoninnen in der Seelsorge – ein Zukunftsmodell?

Vorstand Uwe Leicht, Diakonin Sabine Noack, Diakon Ulrich Severitt

Seit dem 19. Jahrhundert sind Diakone – und seit den 1970er Jahren auch Diakoninnen – in unserer Kirche und Diakonie tätig. Sie verbinden in ihrem Dienst eine soziale, staatlich anerkannte Sozialausbildung (Pflege, Ergotherapie, Erzieher*innen, Soziale Arbeit) mit dem kirchlich-diakonischen Amt des Diakons beziehungsweise der Diakonin. Sie sind also doppelt qualifiziert.

»Unser Tun will reden – unser Reden tun«, hat der Verband der Diakoninnen und Diakone und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland (VEDD) diese doppelte Ausbildung und damit Qualifikation von Diakoninnen und Diakone in seinem Slogan zusammengefasst. 21 Mitgliedseinrichtungen in Deutschland gestalten diesen Zusammenschluss im Verband mit fast 8.000 Mitgliedern.

Drei Ausbildungsstätten in der Evangelischen Kirche im Rheinland bilden in diesem Rahmen Diakoninnen und Diakone in einer zweijährigen berufsbegleitenden Fachschulausbildung aus. Im Neukirchner Erziehungsverein in Neukirchen-Vlyn, in der kreuznacher diakonie und in der Evangelischen Stiftung Tannenhof in Remscheid ist jeweils eine Ausbildungsstätte zu finden. Zusätzlich kann man in Bochum an der Evangelischen Hochschule studieren und ebenfalls den Abschluss als Diakon beziehungsweise Diakonin in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Kirche im Rheinland (EKiR) und der Evangelischen Kirche von Westfalen (EKvW) erwerben.

Ursprünglich haben Diakone die Soziale Arbeit der Kirche getragen, die Johann Hinrich Wichern (1808-1881) als Innere Mission verstanden hat. Von Anfang an haben zunächst Diakone und später auch Diakoninnen nicht nur in den Werken und Einrichtungen der Diakonie Dienst getan, sondern auch in vielfältigen Funktionen in den Gemeinden unserer Kirche. Ein eigenes Diakonengesetz der Union Evangelischer Kirchen, der auch die Evangelische Kirche im Rheinland angehört, regelt dieses kirchliche Amt.

Bis heute werden jedes Jahr einige Diakoninnen und Diakone durch die Evangelische Kirche im Rheinland eingesegnet. Zur Ausbildung gehört neben den biblisch-theologischen Fächern wie Altes und Neues Testament, Ethik und Systematische Theologie, auch ein praktisch ausgerichteter Teil, Religionspädagogik und Gemeindeaufbau, und eben auch Seelsorge.

In Anlehnung an Ausbildungsstandards der Klinischen Seelsorgeausbildung (KSA) werden den Ausbildungsteilnehmenden Grundfertigkeiten der Gesprächsführung vermittelt. Einzelne bauen darauf auf und vertiefen ihre Kenntnisse durch weitere Spezialisierungen.

Diakoninnen und Diakone arbeiten in Krankenhäusern und Altenheimen unterschiedlicher Trägerschaft als Klinikseelsorger*innen in Essen, Köln, Remscheid, Aachen oder anderen Orten – einige sind auch in den Gemeinden tätig, einzelne in Justizvollzugsanstalten beziehungsweise im Jugendarrest.

Als Erzieherin oder Erzieher ausgebildet, gestalten sie mithilfe ihrer theologischen Ausbildung als Diakonin beziehungsweise Diakon die Jugendarbeit ihrer Gemeinde. Hier sind sie oftmals viel näher an den Bedürfnissen und Fragestellungen der Kinder und Jugendlichen, als es andere Personengruppen sein können. Auch ist die persönliche Bindung ein wesentlicher Aspekt für das Gelingen einer seelsorglichen Beziehung.

Als Diakonin in der Krankenhauseelsorge berichtet Sabine Noack sehr konkret von Ihren Erfahrungen:

»Hören und Nachfragen, das sind Eigenschaften, Grundhaltungen, die mich schon lange begleiten, die gewissermaßen zu mir gehören. In vielen Kontexten, beruflich wie privat, habe ich erlebt, dass Menschen sich öffneten, mir erzählten, was ihnen auf der Seele lag, was sie belastet oder bewegt. So war das Fach Seelsorge während meiner Diakonenausbildung eine gute Gelegenheit, mich auch theoretisch und in der Reflektion mit den vielschichtigen Themen rund um Kommunikation und Gespräche zu beschäftigen.

Als Diakonin arbeitete ich zunächst in Kirchengemeinden in der Kinder- und Jugendarbeit, später in der Seniorensorge und Seniorenarbeit. In diesen beruflichen Kontexten machte Seelsorge mit Menschen in den verschiedenen Altersgruppen einen mehr oder weniger großen Teil meiner Arbeit aus. Die weitere Vertiefung meiner Tätigkeit in der Seelsorge im Blick auf Gesprächsführung und die eigene Persönlichkeit in einem Klinischen Seelsorgeausbildung Kurs bestärkten mich in dem Wunsch, eine Tätigkeit in der Krankhauseelsorge zu finden.

Seit September 2018 arbeite ich im Kirchenkreis Essen im Team der Krankhauseelsorger*innen – Pfarrer*innen, eine Gemeindepädagogin und ich als Diakonin – im Evangelischen Krankenhaus in Essen-Werden der Evangelischen Kliniken Essen Mitte.

Im System Krankenhaus sind es viele Bezüge und viele Personengruppen, mit denen ich im Kontakt bin. Arbeitsbereiche wie Palliative Behandlung von Patient*innen, Sterbebegleitung, Gespräche mit Zugehörigen von Patient*innen, Ansprechpartnerin für die Grünen Damen und Gesprächspartnerin für die Mitarbeitenden in der Klinik.

Eingebunden in das multiprofessionelle Team in der palliativen Behandlung begleite ich Patient*innen teils über viele Monate während immer wiederkehrender Klinikaufenthalte. Hier ist es immer wieder auch diakonisches Handeln, durch das Wertschätzung vermittelt und Freude weitergegeben wird. Kreative Ideen, die entstehen können, wenn ich genau höre und manches erfahre von den Vorlieben und Wünschen der Patient*innen. Gerne suche ich dann nach einem Symbol, einer Karte, einem Gegenstand, wodurch das, was ich in der Begleitung wahrgenommen habe, Ausdruck findet und der Segen und die Zugewandtheit Gottes erfahrbar werden, wenn

diese religiösen Worte und Zeichen bedeutsam für die Menschen sind. Doch manchmal ist es das stille Dazitzen, der ruhige Blickkontakt, die Hand des anderen in meiner, die Nähe signalisieren, ohne dass gesprochen wird. Worte, gehörte wie geredete, sind eine Brücke im Kontakt und es ist schwer auszuhalten, wenn es gar keine Worte mehr zu geben scheint in belastenden und scheinbar hoffnungslosen Situationen. Doch es gibt auch anderes, das trägt, dass Verbundenheit und Beistand spürbar macht. Fürbitte und »Fürglauben« – stellvertretender Glaube – haben eine neue Bedeutung für mich gewonnen.

»Seelsorgerin«, unterschiedliche Reaktionen löst dieses Wort aus, wenn ich mich vorstelle: Manchmal sehe ich in den Augen ein Erschrecken oder es fällt der Satz: »Ist es schon soweit?« Manchmal spricht mich eine Patientin beim Verlassen des Zimmers, nachdem ich mit der Bettnachbarin länger geredet habe, doch an, obwohl sie vorher ein Gespräch abgelehnt hatte. Große Aufmerksamkeit und Präsenz sind gefragt, um Raum zu geben für das, was anliegt oder eben auch nicht bei mir ausgesprochen werden wird.

Durch meine Tätigkeiten in Kirchengemeinden ist mir die Zusammenarbeit mit ehrenamtlich Mitarbeitenden vertraut, die auch im Kontext der Krankenhausseelsorge eine Rolle spielt. Die Grünen Damen und Herren, die in den Kliniken ihren Dienst tun, zu begleiten und auch für deren Anliegen – persönliche wie mit der Arbeit im Kontakt mit den Patient*innen zusammenhängende – ein Ohr zu haben, ist mir ein Anliegen. Im Gespräch, in der Reflektion und auch in christlichen Ritualen, wie Gebet und Andacht oder sonstigen Impulsen die Zuwendung Gottes zu uns Menschen erfahrbar zu machen, bereichert das Geben und Nehmen.«

Auch für eine ausgebildete und eingeseignete Diakonin oder einen Diakon ist die Seelsorge kein einmal gelernter und abgeschlossener Zustand, sondern es gehört die kontinuierliche theoretische Beschäftigung mit seelsorglichen Themen und die Reflexion des eigenen Handelns in Supervision und Weiterbildungsveranstaltungen zwingend dazu. Dies dient der eigenen Entlastung und der Erweiterung eigener Kompetenzen.

Oft kreist die eigene theologische Weiterarbeit dabei um Themen, die durch die Begegnung mit den kranken Menschen angestoßen sind. Auch die Auseinandersetzung mit dem Tod, durch die Sterbebegleitung, Fragestellungen zur Suizidalität und der Begleitung von Zugehörigen beziehungsweise Angehörigen sind Themen der Weiterbildung einzelner.

In allen drei diakonischen Einrichtungen mit einer Diakonenausbildungsstätte auf dem Gebiet der Evangelischen Kirche im Rheinland gibt es eine Diakonische Gemeinschaft, die das diakonisch-kirchliche Profil der jeweiligen Institution mitprägen.

Viele Diakoninnen und Diakone sind in ihnen miteinander verbunden und organisiert. Die Kursteilnehmenden der Diakonenausbildung werden von den Mitgliedern der Diakonischen Gemeinschaften von Anfang an begleitet. Es gibt Mentorenangebote und verschiedene Angebote der Unterstützung. Der gegenseitige Austausch unter den Mitgliedern der Diakonischen Gemeinschaften, das spirituelle Leben und die

kontinuierlichen Weiterbildungsangebote ermutigen und entlasten für den jeweiligen Dienst. Es entwickelt sich ein Stück gemeinsames Leben.

Gleichwohl bleibt eine gute Selbstfürsorge wichtig, die dazu befähigt eigene Grenzen wahrnehmen und zu respektieren. Die eigene Praxis Pietatis zu entfalten und zu leben in Ritualen, der Stille vor Gott zum Beispiel im Meditieren eines Bibeltextes, kann helfen, den Dienst gut und gewissenhaft zu verrichten, ohne selbst Schaden zu nehmen.

Gerade in der Begegnung mit einer Diakonin, einem Diakon in seiner/ihrer Doppelqualifikation von sozialem Grundberuf (Pflege, Ergotherapie, Pädagogik, Sozialer Arbeit) und theologischer Zurüstung, erleben Menschen in der Krankenhausseelsorge Kirche anders, als sie sie bisher kennengelernt haben. Überraschungen, Dankbarkeit, Erstaunen, sind die Reaktionen, wenn sie jemanden erleben, der beziehungsweise die Zeit hat, mitschwingungsfähig ist und Verständnis zeigt.

Die Diakonenausbildung befähigt auch dazu, Andachten und Gottesdienste beispielsweise in der Kapelle des Krankenhauses sowohl für Patient*innen und Zugehörige/Angehörige als auch für Mitarbeitende anzubieten.

Das Diakonenamt unserer Kirche ist ein Schatz, der aus der Tradition der Diakonie stammt. Menschen mit einem gerüttelten Maß an Lebens- und Glaubenserfahrung machen sich auf den Weg, um ihre vielfältige Kompetenz mit ganzer Person und Liebe in den Dienst, die Kommunikation des Evangeliums zu stellen. Gerade durch die zweijährige berufsbegleitende Ausbildung, wie sie in unserer Kirche angeboten wird, können auch Menschen mit fortgeschrittener Lebens- und Berufserfahrung diese theologische Qualifikation erwerben, die sie zu einem besonderen Schatz für unsere Kirche werden lässt. Reden und Handeln kommen so zu einer glaubwürdigen Symbiose.

Ulrich Severitt wurde vor mehr als fünf Jahren die Tätigkeit eines Seelsorgers in der Jugendarrest-Anstalt in Remscheid-Lüttringhausen als Diakon angeboten.

Sein besonderes Interesse wurde bei ihm an diesem ganz neuen und recht ungewöhnlichen Arbeitsplatz geweckt, um hier als Diakon zu arbeiten. Er berichtet:

»Zum Beginn meiner Arbeit in Remscheid waren meine eigenen drei Kinder selber in dem Alter der jugendlichen Arrestanten. Entsprechend des Alters meiner nun erwachsenen Kinder waren natürlich auch deren Freunde und Bekannte. Darum hat es mich auch besonders interessiert und sensibilisiert, dort im Arrest in Remscheid mit straffällig gewordenen Jugendlichen zu arbeiten und diese seelsorgerlich zu betreuen.

Nach dem ersten Kontakt mit der Leitung der Jugendarrest-Anstalt sowie der juristischen Sicherheitsüberprüfung meiner Person und der Einschätzung der Eignung für diese Seelsorge-Arbeit, erhielt ich eine entsprechende Einweisung vor Ort.

Mir wurden die Vorgänge innerhalb der Einrichtung erklärt; die notwendigen Vorschriften im Umgang und Verhalten mit den Jugendlichen. Ein besonderer Raum für die Seelsorge war schon vorhanden. Viele neue Gesichter wurden mir vorgestellt.

Natürlich gab es auch Vorbehalte und vorsichtiges Kennenlernen. Es war mir klar, dass das Personal wissen wollte, »...wie der Neue so tickt«.

Genauso deutlich war es mir, dass sich mir eine neue Welt auftat, von der ich zuvor nur unzureichendes wusste und die ich mir so nicht vorgestellt hatte. Meine Heimatgemeinde hatte zwar einigen Kontakt zu den Haftanstalten der Region. So war ich auch schon einige Male zum Beispiel als Mitglied des Posaunenkreises beim Gottesdienst »im Knast«. Doch hier zu arbeiten war für mich deutlich Neuland.

Gleich vom ersten Tag an, besuchte ich die jungen Männer auf ihren Zellen. Ich stelle mich seitdem als »der Evangelische Seelsorger« vor. Frage nach dem Alter, dem Heimatort des jeweiligen Arrestanten, der Schul- oder Berufsausbildung, den Hobbys, der Familie und Freunden. Zunächst interessieren mich während dieser Gespräche weder die Straftat noch die Motivation dazu. Mir ist wichtig, dass ich unvoreingenommen mit den Jugendlichen ins Plaudern komme. Nur ganz wenige verschließen sich eines solchen Gesprächs. Die meisten sind froh, endlich Besuch auf der Zelle zu bekommen. Darum besuche ich vor allem zuerst die Neuangekommenen.

An dieser Stelle finde ich es wichtig, die Rahmenbedingungen meiner Arbeit zu erklären. Der Jugendarrest in Remscheid ist eine der größeren Arrestanstalten in Nordrhein-Westfalen. In einem eigenen, vor wenigen Jahren neu gebauten, in sich abgeschlossenen Komplex, gibt es Platz für maximal 80 Arrestanten. Die Jugendlichen sind entsprechend des Jugendstrafrechtes mindestens 14 Jahre alt. Das Alter der hier einsitzenden reicht bis maximal 21 Jahren. Entsprechend deren Persönlichkeitsentwicklung und -struktur werden aber auch junge Männer bis zum Alter von 25 Jahren zum Jugendarrest verurteilt, da die Strafen nach dem Richterspruch aus verschiedensten Gründen nicht zeitnah angetreten werden, sind die jungen Männer, auch deshalb älter als die genannte Obergrenze von 21 Jahren.

Die Arrestanten verbringen deren Haftzeit grundsätzlich in Einzelzellen. Diese sind sehr spartanisch eingerichtet. Die circa acht qm große Zelle ist mit einem Stuhl, einem Tisch, einem Bett und einem Spind für persönliche Dinge versehen. Das Bett ist tagsüber tabu. Dies wird auch regelmäßig kontrolliert. Außer in den Nachstunden dürfen sich die Arrestanten nicht auf das Bett legen. Außerdem gibt es einen eigenen Nassbereich mit Toilette und einem Waschbecken. Selbstverständlich sind die Fenster vergittert und lassen sich auch nur sehr beschränkt öffnen.

Es gibt keine Fernseher, Radios oder sonstigen technischen Geräte zur Unterhaltung und Ablenkung. Bücher können mitgebracht oder ausgeliehen werden.

Grundsätzlich werden die Jugendlichen zweimal am Tag zum sogenannten Hofgang innerhalb eines besonderen Außengeländes zusammengelassen. Dann haben die Arrestanten die Möglichkeit, sich mit den anderen Arrestanten zu unterhalten und sich »die Beine zu vertreten«.

Alle zwei bis drei Tage dürfen beziehungsweise sollen die jungen Männer die gemeinsamen Duschräume zur Körperhygiene nutzen. Oft ist es aber auch notwendig, den ein oder anderen zum Duschen zu »überreden«, da Hygiene nicht immer selbstverständlich ist.

So wären wir bei dem Thema der zusätzlichen Sanktionen. Hält sich ein Arrestant an die doch recht strengen Regeln, kann er hoffen, eine Beschäftigung im Hausdienst, also putzen und aufräumen, zu erhalten. Außerdem ist es einigen erlaubt, in einer Holzwerkstatt mitzuarbeiten. Natürlich gibt es Sportangebote und Kurse wie Antigewalt-Trainings oder Drogenberatung. Zusätzlich gibt es eine pädagogische Kraft, die die Grundlagen des Schreibens, Lesens und Rechnens verbessert.

Die Teilnahme an diesen Beschäftigungsmöglichkeiten außerhalb der Zelle ist nicht selbstverständlich, sondern muss sich durch gutes Benehmen verdient werden.

Die Seelsorge ist ein besonderes, zusätzliches Angebot, welches dem Kirchenkreis Lennep innerhalb des Jugendarrestes in Remscheid wichtig ist. Meine Aufgabe ist es, vor allem Einzelgespräche und -betreuung anzubieten. Soweit es mir möglich ist, biete ich aber darüber hinaus auch Gruppenangebote an. Dabei führen wir gemeinsame Gespräche in einer größeren Runde. Außerdem lade ich zum gemeinsamen Spielen ein. Entsprechend meiner Ausbildung meines ersten Berufes (Architekt) leite ich auch Gruppen an, in denen gemeinsam gezeichnet und gemalt wird.

Bei den Gruppenangeboten ist es mir wichtig, den Jugendlichen den Blick auf ein geändertes Denken auszurichten, neue Perspektiven für einen Neustart zu erkennen und soziale Kompetenz zu schulen.

Natürlich biete ich auch Gottesdienste an. Diese finden jeweils sonntags oder an besonderen kirchlichen Feiertagen statt. Hier kann ich mich mit katholischen Kollegen aus Haftanstalten der Region abwechseln. Die Teilnahme an den Gottesdiensten wird in der Regel jedem, jedoch vor allem den konfessionell orientierten Arrestanten, angeboten.

Wir feiern diese Gottesdienste, so wie es die kirchliche Liturgie gebietet und in dem Rahmen, von dem die Jugendlichen sich angesprochen fühlen. Öfters wird dann aus der Predigt ein Dialog; selten erlebe ich eine unangemessene Reaktion.

So verlaufen auch die Gespräche und Begegnungen mit den Jugendlichen grundsätzlich.

Man kann von diesen jungen Menschen mehr erwarten als eine kriminelle, vielleicht sogar »asoziale« Haltung. Natürlich zeigt sich beim Hofgang oder in kleinen Gruppen jeder mit möglichst coolem Benehmen. Es sind halt Jugendliche – in diesem Fall auch besondere Jugendliche. Doch bei den Begegnungen Auge in Auge erlebe ich oft sehr sensible, traurige Menschen. Ich erlebe viel Traurigkeit und einige Tränen. Die sind nicht gespielt. Wie oft höre ich von Lebensumständen, die es einem jungen Menschen extrem schwer machen, einen »normalen« Start ins Leben zu ermöglichen. Zerrüttete Elternhäuser scheinen die Grundlage für ein frühes Scheitern zu sein. Viel zu oft höre ich von Heim-»Karrieren«. Mich erschüttert die Tatsache, dass einige der Arrestanten kein festes Obdach haben und schon seit viel zu langer Zeit selbstverantwortlich auf der Straße leben müssen. Es ist fast schon normal, von Drogenmissbrauch zu hören. Die Frage nach der ersehnten Zigarette möchte ich gar nicht ständig diskutieren müssen.

Meine Arbeit hat mir einen besonderen Blick auf einen Teil der Jugend unserer Gesellschaft eröffnet. Hier will ich nicht mehr wegblicken. Ich freue mich darüber, bei unseren gemeinsamen Gesprächen auf offene Ohren zu stoßen – wenn ich beispielsweise Anregungen für die spätere Schul- und Ausbildungszeit geben kann und merke, dass diese auch verstanden werden.

Es gibt Highlights wie den Anruf eines ehemaligen Arrestanten, welcher mir stolz erzählt, dass er erkannt hat, was der bessere Weg für ihn ist – vielleicht auch durch meine Anregungen. Vielleicht. Unvergessen ist mir ein junger Arrestant. Der ist mit meinem eigenen Sohn in die Schule gegangen. Ein intelligenter Bursche. Aber durch ein nicht zu verstehendes Handeln und Herabwürdigen seiner Eltern zunächst drogenabhängig, dann kriminell und später auch noch obdachlos geworden. Bei unserem letzten Kontakt erzählte er mir fröhlich von einer beständigen Partnerschaft und von einem Studium, von dem er sich für seine Zukunft so viel verspricht.

Eine ähnliche Geschichte kann ich natürlich nicht von jedem Ehemaligen erhoffen. Aber es ist mir ein Antrieb, mit jedem der jungen Menschen einen neuen Weg zu skizzieren.

Vielleicht fällt es Ihnen schwer zu glauben, aber die Arbeit in diesem besonderen Tätigkeitsfeld eines Diakons, ist mir eine besondere Bereicherung und Freude geworden. Ich bin dankbar, dass mir die Leitung des Kirchenkreises eine solche Aufgabe gegeben hat. «

»Unser Tun will reden – unser Reden tun.« Dies formuliert der Verband der Diakoninnen und Diakone in Deutschland. Unser Tun und Lassen will hören, reden und handeln. Gottes Reden, sein Wort uns handeln lassen.

Altenseelsorge als Netzwerk im Sozialraum

Geschäftsführer Dr. Dietmar Kehlbreier

I.

Wer in ein diakonisches Alten- und Pflegeheim einzieht, erwartet berechtigterweise ein Seelsorgeangebot. Erfüllen kann es aber nicht die Diakonie, sondern nur die Kirche als Ganze. Diese Spannung ist nicht aufzulösen und ist für diakonische Träger mehr und mehr zu einer »asymmetrischen Wette« geworden: Wer fühlt sich mit verantwortlich? Mit welchen anderen Akteuren lässt sich ein verlässliches Angebot konzipieren und kommunizieren? Wie kann ich aber auch als Altenheimträger über die Mauern meines eigenen Hauses blicken, auch beim Seelsorgeangebot?

In den zurückliegenden Jahren hat sich die Evangelische Kirche von Westfalen konzeptionell davon verabschiedet, Seelsorge in Altenheimen durch speziell dorthin entsandte Pfarrerinnen und Pfarrer, meistens im Entsendungsdienst, zu organisieren. Alten(heim)seelsorge wird durch eine Beauftragte auf Ebene der Landeskirche gefördert; Kirchenkreise halten unterschiedliche Ressourcen für die Konzeptionierung von Altenseelsorge vor. Die Arbeit in den Häusern vor Ort wird (wieder) vorrangig als Aufgabe von Gemeindepfarrerinnen und -pfarrern und als Aufgabe der Parochie verstanden.

Dies kann idealtypisch die Perspektive stärken, dass Kirchengemeinden die Altenheime in ihren Bezirken nicht als abgegrenzte Monolithe mit einer eigenen »Versorgungslogik« betrachten, sondern als Wohnorte alter Menschen inmitten ihrer Sozialräume, in denen auch die eigenen Gemeindeglieder leben. Wie schwer fällt es immer noch manchen Altenkreisen, Kontakt zu ins Altenheim gezogenen Mitgliedern zu halten, wenn diese nicht mehr zu den Gruppenstunden ins Gemeindehaus kommen; wie schwierig sind manchmal die Zuständigkeiten zwischen Altenheimseelsorgerin und Gemeindepfarrer zu verabreden! Faktisch erlebt die Kirche einen Aderlass an spezifischen Seelsorgekompetenzen, den sich einzelne vor allem in den starken Entsendungsdienstler-Jahrgängen ab Mitte der 1990er-Jahre aufgebaut haben. Das Gemeindepfarramt in der jetzigen Beanspruchung kann dies in der fachlichen Tiefe nicht auffangen.

Quasi gegenläufig zu dieser Entwicklung steigen bei diakonischen Altenheimträgern, bei Mitarbeitenden und bei Bewohner*innen und Angehörigen die Erwartungen an Seelsorge. Ein verlässliches, seelsorgliches und gottesdienstliches Angebot wird in einem »kirchlichen Haus« selbstverständlich vorausgesetzt und unterstreicht das Selbstverständnis eines diakonischen Trägers. Sorge um »Leib und Seele« ist satzungsgemäß Auftrag der Diakonie und auch Dimension eines neuen Pflegebedürftigkeitsbegriffs, der psychosoziale Aspekte der Betreuung immer stärker impliziert. Nicht zwingend kirchlich getragene oder begründete palliative und hospizliche Angebote sind entstanden, oft auch im Zusammenhang von oder in stationären Altenhilfeangeboten. Seelsorge und Gottesdienst sind nicht mal mehr

Alleinstellungsmerkmale kirchlicher Häuser, weil sich inzwischen auch nichtkonfessionelle und private Träger um entsprechende Angebote kümmern, oft auch mit Unterstützung von Kirchengemeinden. Anstatt gegenseitig und einseitig Ansprüche zu formulieren, stellt sich für mich die Frage nach der gemeinsamen Verantwortung von Diakonie und verfasster Kirche für die diakonischen Altenheime!

II.

Als in zwei von drei Altenheimen der Diakonie im Kirchenkreis Recklinghausen ein Dienstauftrag einer klassischen Altenheimseelsorgerin nicht mehr von der Landeskirche verlängert wurde, standen wir vor Ort genau vor dieser »asymmetrischen Wette«: Welches Versprechen kann eine kreiskirchliche Diakonie abgeben, zu dessen Einlösung sich verschiedene Akteure in einem Kirchenkreis verantwortlich zu verhalten hat?

Eine reine Rückadressierung der Alten(heim)seelsorge in die Parochie wäre fatal gewesen, auch wenn zwischenzeitlich im Kirchenkreis Recklinghausen in jeder Gemeindekonzeption Seelsorge als Aufgabe zu beschreiben war. Dies hätte als weiteres Zeichen für die kirchliche Distanz der Diakonie verstanden werden können. Auf Seiten der Diakonie erwartet ein Bewohner oder eine Bewohnerin im stationären Setting berechtigterweise ein verlässlich erreichbar und klar erkennbares Angebot.

Die alleinige Übernahme der Seelsorge durch die Diakonie kam ebenso nicht infrage, weil Pflegesätze dafür keine Finanzierung ermöglichen und es auch um eine Unterscheidung zwischen Pflege- und Seelsorgearbeit gibt. Die jeweiligen Kirchengemeinden wollten sich auch gar nicht dem Vorwurf einer diakonischen Distanz der Gemeinden ausgesetzt sehen und wollten weiterhin Verantwortung übernehmen. Günstigerweise zeigte sich also gleich zu Beginn eines gemeinsamen Prozesses einer Neukonzeptionierung, dass beide Systeme gemeinsam etwas gewinnen oder verlieren können.

Es entstand die Idee, Seelsorge in einem Netzwerk neu aufzubauen, sicher begünstigt dadurch, dass hier Ortsgemeinden und ein kreiskirchliches Werk über gewachsene Beziehungen, eine absolute Ortsnähe der Verantwortlichen und die organisatorische Klammer eines Kirchenkreises verfügen.

Als Leitlinien diente: Seelsorge (und Gottesdienst) in den Altenheimen der Diakonie werden von allen kirchlichen Ebenen vom kirchlichen Auftrag her verstanden. Die Aufgaben werden zukünftig in einer Netzwerkstruktur in gemeinsamer Verantwortung ausgeübt, in der auch spezifische Verantwortlichkeiten definiert werden. Haupt- und Ehrenamt und verschiedenen Professionen arbeiten partnerschaftlich zusammen. Das Netzwerk braucht hauptamtliche Koordination und fachliche Impulse von außen.

Schnell entstanden vier veränderte oder konkretisierte Blickrichtungen: Seelsorge im Netzwerk bewegt sich. ...

- von der Altenheimseelsorge zur Altenseelsorge,
- vom Spezialort »Altenheim« zum Lebensort des Sozialraums,
- von der Personverantwortung zur Strukturverantwortung,
- von der pfarramtlichen Aufgabe zum gabenorientierten Netzwerk.

Es macht keinen Sinn, die Aufgabe ausschließlich parochial oder überparochial zu verlagern. Zum einen ist ein Altenheim kein »exterritorialer Ort« jenseits einer Kirchengemeinde. Beide betroffene Altenheime entwickeln sich seit Jahren, teilweise mit geförderten Stellenanteilen einer Quartiersmanagerin, in ihre Sozialräume hinein. In den Altenheimen wohnen Gemeindeglieder. Altenheime sind ein kirchlicher Ort. Zum anderen hat ein Altenheim institutionelle Besonderheiten und Erfordernisse an Seelsorge (Erreichbarkeit, spezifische Fachlichkeit, Einbindung in die Organisationsstruktur), die eine Organisation allein aus dem Gemeindepfarramt überfordern. Insofern symbolisiert ein Netzwerk eine über die Einrichtung hinausstrahlende Bindungskraft von Seelsorge: Es gibt nicht mehr Seelsorge in der Parochie und Seelsorge im Altenheim, sondern ein übergreifendes fluzierend gedachtes System. Dies schließt gedanklich auch das Altenheim als Einrichtung auf zu einem speziellen Wohnort im Umfeld des Stadtteils.

Gleichzeitig – und das kann schnell zur Achillesferse werden – braucht es klar adressierte Verantwortlichkeiten: Wenn nicht mehr eine Altenheimseelsorgerin für alles Mögliche vor Ort ansprechbar ist, dies aber auch nicht der Gemeindepfarrer (allein) übernehmen soll, dann müssen Verantwortlichkeiten von Personen weg und zu Strukturen hin wandern.

Entsprechend erarbeiteten wir in einer Projektstruktur eine Stakeholder-Analyse von Adressaten, Akteuren und Aufgaben. Gedanklich entlastend war gleich die erste Entdeckung: Es gibt viele, die sich bisher schon beteiligt hatten. Wenn wir das alles sichern – jenseits eines weggefallenen pastoralen Auftrags – reicht dies für die Grundlage zu einem neuen Angebot, bei dem vom keinem im Netzwerk zwingend mehr erwartet wird. Niemand sollte darüber hinaus gehende Erwartungen an jeweils andere formulieren. Vielmehr sollten die bisher von vielen Akteuren geleisteten Bausteine (etwa Gottesdienste, Besuchsdienste, Ehrenamtliche) verbindlicher vereinbart und transparenter kommuniziert werden.

Welche Aufgabe wird parochial oder funktional wahrgenommen? Was ist ein verlässliches Grund- oder Mindestangebot? Was ist ein Spezialangebot, in dem sich der diakonische Selbstanspruch und das Eigeninteresse des diakonischen Trägers ausdrückt? Welche strukturelle Hilfe kann der Evangelische Kirchenkreis, einmal mit der Fachkompetenz seiner seelsorglichen Dienste, zum anderen als Gesellschafter der Diakonie, leisten? An welcher Stelle ist auch klar zu sagen, welche Auswirkungen die Reduzierung hauptamtlicher pastoraler Ressourcen haben wird?

Im Netzwerk vertreten sind inzwischen mit ihren Aufgaben/Interesse und Möglichkeiten:

- Die Kirchengemeinden vor Ort: Sie nimmt die Perspektive ein, dass Menschen Teil der Ortsgemeinde bleiben oder bei Zuzug von Altenheimbewohnern neu werden. Sie sehen das jeweilige Altenheim als Lebens- und Gottesdienstort inmitten ihres Sozialraums. Im ökumenischen Miteinander kümmern sie sich um die Gottesdienste in den Häusern. Die Besuchskreise der evangelischen Gemeinden verstehen sich so, dass sie auch Besuche im Altenheim und nicht allein um häuslichen Wohnumfeld machen.
- Ehrenamtskreise: Glücklicherweise gab es schon gute ehrenamtliche Strukturen, durch die bisherige Altenheimseelsorgerin initiiert und begleitet. Zu einem Sterbebegleitkreis ist in den letzten Jahren an beiden Orten ein ambulanter Hospizdienst hinzugekommen, der auch Begleitungen im Altenheim leistet. Durch diese Ehrenamtskreise ist gewährleistet, dass Menschen in der letzten Lebensphase begleitet werden. Der ambulante Hospizkreis wird an sich hauptamtlich begleitet.
- Kirchenkreis: Es gibt inzwischen auf Kirchenkreisebene eine Projektstelle »Arbeit mit Älteren im Quartier«, die unter anderem für die Ausbildung und Begleitung von in Seelsorge tätigen Ehrenamtlichen zuständig und ist und das Netzwerk fachlich beraten kann. Die Projektstelle hat sich auch dem Quartiersgedanken geöffnet.
- Auch das Diakonische Werk behält beziehungsweise gewinnt seine Verantwortlichkeit: Es koordiniert eigener Ehrenamtliche für die Begleitung von Bewohnerinnen und Bewohner zum Gottesdienst. Pflegedienstleistungen informieren das Seelsorge-Netzwerk über mögliche Anliegen und Bedarfe der Bewohnerschaft. Der Sozialbegleitenden Dienst fungiert als Schnittstelle zwischen Seelsorge-Netzwerk, Bewohnerinnen und Bewohnern und Mitarbeitenden: Zum Beispiel ist die Sterbebegleitung durch das Seelsorge-Netzwerk organisatorisch verschränkt mit den entsprechenden QM-gestützte Abläufen für den Sterbefall von Bewohnern auf Seiten der Pflege. Der Diakoniefarrer übernimmt die Verantwortlichkeit für die Gottesdienststätten (Kapellen).

Insofern haben wir als grundständige und verlässliche Angebote den regelmäßigen und konfessionell wechselnden, aber natürlich für alle offenen Gottesdienst ausgemacht, Besuche im Alltag und zu Krankheitsfällen, palliative und hospizliche Begleitung in der Sterbephase und die Abschiedskultur. Andere Angebote wie Besuche von Bewohnerinnen und Bewohner beim Aufenthalt im Krankenhaus, Hausabendmahle und Bibelfrühstücke in den Wohnbereichen sind fallengelassen worden beziehungsweise können wieder aufleben, wenn sich weitere verantwortliche Akteure finden.

Vorausgesetzt, dass die vorhandenen Netzwerkpartner weiterhin ihrer bisherigen Ressourcen einbringen (Sterbebegleitkreis, Hospizkreis, pastoraler Dienst/Ehrenamt aus der Gemeinde) braucht es zusätzlich eine hauptamtliche Person zur Koordinierung des Netzwerkes und zur Qualifizierung und zur Anleitung der Ehrenamtlichen. Pfarramtlich-pastorale Ressourcen für eine Koordination stehen nicht mehr zur Verfügung, vor allem auch keine anderweitig finanzierten Ressourcen. Insofern haben

wir pro Haus fünf Wochenstunden, finanziert vom Diakonischen Werk, definiert, die nicht für eigentliche seelsorgliche Tätigkeit, sondern allein für die Koordination des Netzwerkes aufgewandt werden. Diese fünf Stunden leistet im einen Haus eine Diakonin, die zugleich Seelsorgerin mit »klassischen« Seelsorgeauftrag in unserem dritten Haus ist; im zweiten Haus ist die Koordinationsstelle noch unbesetzt und wird derzeit noch interimsmäßig von sozialbegleitendem Dienst und Pflegedienstleitung wahrgenommen. Eine Besetzung dieser Stundenanteile ist aber geplant und auch erforderlich, um Seelsorge als eigenständigen Aufgabenbereich zu markieren und zu stärken und den Ehrenamtlichen eine Ansprechstruktur jenseits der Altenheimorganisation anzubieten.

III.

Nach gut einem Jahr zeigen die Möglichkeiten und Grenzen des Systems. Wir haben deutlich markiert, was nicht mehr möglich ist, weil ein Seelsorge-Netzwerk keinen Vollzeitig-Pfarrdienst ersetzen kann. Tatsächlich gibt es keine Ressourcen mehr für Seelsorge an Mitarbeitenden.

Der dieser zugrunde liegende Seelsorgebegriff ist eher ein enger: Wir haben schlicht sehr funktional beschrieben, was das »Angebot« sein kann. Die Erfahrung ist, dass die Beschreibung klar und seitens der Bewohner verstehbar und verlässlich ist. Seelsorge ist so zu unterscheiden von Angeboten des sozialbegleitenden Dienstes. Sie fügt sich aber weiterhin eher in ein stationäres Setting ein oder denkt stärker einrichtungshaft. Seelsorge bewegt sich aufgrund der geschrumpften Ressourcen nicht so sehr nach außen, über die Mauern des Altenheims. Die Öffnung ist eher andersherum: Seelsorge-Akteure »von außen«, Ehrenamtliche und Haupt- und Ehrenamtliche der örtlichen Gemeinden, kommen ins Haus.

Eine anstehende Evaluierung sollte vor allem klären, ob das klar umrissene Angebot auch bei der Vielzahl von Zuständigkeiten und Personen verlässlich und erkennbar bleibt. Es gibt eben nicht das »eine Gesicht« in der Seelsorge – wobei es das durch die starke Einbindung des Ehrenamts eigentlich auch vorher nicht gab.

Die Erreichbarkeit ist verlässlich und hoch, vor allem weil der ambulante Hospizdienst, der auch in einem der Altenheime beheimatet ist, schnelle Reaktionszeiten ermöglicht und sich auch in der Pflege eine Mitverantwortlichkeit, Seelsorgebedarfe weiterzugeben, verstärkt hat.

Die Ehrenamtlichen sind in der Regel gut qualifiziert und arbeiten zunehmend eigenständig. Wertschätzungskultur, Begleitung, fachliche Weiterentwicklung, die Bearbeitung von Konflikten oder das Nachschärfen von Strukturen und Zuständigkeiten – dafür ist der Dienstumfang der hauptamtlichen Koordinatorin weit geringer bemessen als zuvor die Ressourcen der Altenheimseelsorgerin. Das erweitert den Verantwortungsbereichen von Ehrenamtlichen und pflegerischem Personal, untermauert auch nochmals die Bedeutung der örtlichen Kirchengemeinde. Eine gute Steuerung ist vonnöten: War die Altenheimseelsorge sonst tageweise durchgehend zu erreichen und ergaben sich Seelsorgekontakte »zwischen Tür und Angel«, so verlagert sich die Kontakte der Koordinatorin auf Gruppenabende oder telefonische Kontakte.

Bisher beteiligt sich der Kirchenkreis nicht an der Finanzierung der geringen hauptamtlichen Stellenanteile; die Projektstelle »Arbeit mit Älteren im Quartier« ist eher parochial und derzeit auf einen anderen Sozialraum ausgerichtet. Daher ist zu gegebener Zeit nochmals neu nach der Rolle des Kirchenkreises zu fragen, wie er seine Verantwortung für die Alten(heim)seelsorge in den Häusern des eigenen (!) Diakonischen Werkes versteht.

Eine entscheidende Weichenstellung ist geglückt: Statt zu beklagen, dass durch das Nichtverlängern eines pastoralen Auftrags ein Aufgabenbereich wegbricht oder einseitige Ansprüche formuliert werden, wer denn nun dafür verantwortlich sei, haben alle Beteiligten auf das geschaut, was gemeinsam mit den verbleibenden Ressourcen möglich ist. Es ist nicht mehr alles möglich, aber womöglich das Wesentliche.

Grenzen hat das Seelsorge-Netzwerk in der Corona-Krise erlebt. Dies bezieht sich ausdrücklich nicht auf die Einsatzbereitschaft der Ehrenamtlichen und der Pfarrerinnen und Pfarrer, die zu Corona-Zeiten auf kreative Weise Andachten außerhalb der Häuser gefeiert haben, sondern auf die Umstände des Lockdowns an sich. Wenn eben im Altenheim nicht auf die eine Person der Altenheimseelsorgerin – besonders geschützt durch Ordination und berufsmäßig verankertes Seelsorgegeheimnis – zurückgegriffen werden kann, kann Seelsorge zurückfallen oder ist organisatorisch zu heterogen, um in der Krise so handlungsfähig zu bleiben wie die Pflege. Dies hat auch unmittelbar mit dem Abbau von der hauptamtlichen (pastoralen) Berufspraxis zu tun. In der Corona-Krise hat sich die strukturelle Schwächung der Alten(heim)seelsorge in den vergangenen Jahren besonders leidvoll bemerkbar gemacht. »Die Kirche« fehlte als Begleiterin von innen heraus in dem tiefgreifenden ethischen Konflikt zwischen Gesundheits- und Infektionsschutz auf der einen Seite und den Freiheitsrechten und der Selbstbestimmung der Bewohnerinnen und Bewohner auf der anderen Seite. Dort konnte das Seelsorge-Netzwerk kaum ein adäquater Gesprächspartner sein!

Es bleibt auch im Alltagsprozess bei der asymmetrischen Wette. Alle Aktivitäten haben darauf gezielt, dass wir diese Wette überhaupt eingehen können. Wie eine Wette spornt uns das Projekt an und man kann sie auch verlieren. Die Asymmetrie liegt deutlich mehr im Bereich des Diakonischen, weil unsere Bewohnerinnen und Bewohner berechtigterweise vor Ort im Altenheim nach Seelsorge fragen. Ich kann sie als Träger alleine nicht bewerkstelligen. Ich möchte es auch nicht, wenn ich ernst nehme, dass Seelsorge kein »Akzent« der Diakonie, sondern die »Muttersprache« der Kirche als ganze ist.

Seelsorge in der Kinder- und Jugendhilfe

Vorstand Markus Eisele und Pfarrer Dietmar Redeker

»Ich bin traurig, weil ich zu Ostern nicht zu meinen Eltern fahren darf. Wegen Corona. Ich bin sonst jedes Jahr an Ostern nach Hause gefahren. Aber jetzt weiß ich gar nicht, wie ... « So begann ein Telefongespräch mit einem Jugendlichen, der in einer der Jugendhilfe-Wohngruppen der Graf Recke Stiftung lebt.

So stellt man sich landläufig ein Seelsorgegespräch vor: Zwei Personen – eine davon ausgebildete/r Seelsorger/in – im vertraulichen Gespräch unter vier Augen oder »unter zwei Ohren« am Telefon. Allerdings ist diese klassische Seelsorgesituation in meinem Arbeitsalltag in der Jugendhilfe eher eine Ausnahme.

Ich bin als Pfarrer bei der Graf Recke Stiftung tätig, in der es auch einen großen Bereich der Kinder- und Jugendhilfe gibt¹. Über meine Praxiserfahrungen als Seelsorger und als Religionspädagoge möchte ich hier einen Einblick geben.

Seelsorge nicht nur durch Spezialisten

Aber zunächst möchte ich den Blick weiten: Es gibt in der gesamten Graf Recke Stiftung nicht nur den einen Stiftungsseelsorger, sondern es gibt 4.300 Seelsorgende.

Denn Seelsorge in der Graf Recke Stiftung ist nicht nur Sache des einen Berufs-Seelsorgers, sondern es gibt überall Alltagsseelsorge durch die vielen Mitarbeitenden in den Wohngruppen, den Schulen oder den Kitas. Viele der Jugendhilfe-Mitarbeitenden sind zudem geschult in Gesprächsführung und es gibt eine ganze Reihe von (Familien-)Therapeutinnen und Therapeuten. Hier sind viele kompetente Begleitende für die Seelen der Kinder und Jugendlichen tätig. Das gesamte diakonische Handeln hat eine seelsorgliche Dimension. Diese seelsorgliche Dimension ist eine der Grundqualitäten von Diakonie.

Gerade in Corona-Zeiten mit den vielen Kontaktbeschränkungen wurde das besonders deutlich. Mitarbeitende berichteten aus der Zeit des Lockdowns:

»Die Kinder hatten sehr viele Fragen. So beobachteten sie: ›Uns geht es gut, wir sind hier geschützt, aber was ist mit Menschen da draußen?‹ Und es gab auch große Sorgen um Gruppenkameraden. Zum Beispiel, wenn einer eine Erkältung hatte und deswegen im Zimmer bleiben musste: ›Wie geht es ihm? Wird er wieder gesund?‹«

Die Gespräche mit den Kindern und Jugendlichen wurden existenzieller: Wie ist es mit der Einsamkeit, wie ist es mit der Angst, wie ist es mit dem ›Eingesperrt-Sein‹. Es gab daher für uns Mitarbeitende mehr Gelegenheiten für seelsorgliche Gespräche über diese Fragen.«

¹ In der Kinder- und Jugendhilfe der Graf Recke Stiftung werden rund 2.300 Kinder und Jugendliche in Wohngruppen für junge Menschen (viele von ihnen zeigen besondere Verhaltensweisen, teilweise auch aufgrund von kognitiven Beeinträchtigung), in Förderschulen, Kindertagesstätten und ambulant insbesondere im Familienunterstützenden Dienst von rund 1.900 Mitarbeitenden gefördert. Dieser Arbeitsbereich firmiert unter dem Titel: »Graf Recke Erziehung und Bildung« und ist vor allem im Großraum Düsseldorf tätig. In der Graf Recke Stiftung arbeiten insgesamt mehr als 2.700 Mitarbeitende in den drei Geschäftsbereichen der Kinder- und Jugendhilfe, der Behindertenhilfe und der Altenhilfe und betreuen mehr als 4.300 Menschen.

Neben den hauptamtlichen Mitarbeitenden gibt es Ehrenamtliche, die allerdings in unserer Jugendhilfe deutlich seltener tätig sind als etwa in der Altenhilfe. Aber wenn sie sich in der Jugendhilfe engagieren, dann hat auch ihre Arbeit eine seelsorgliche Dimension.

Ich möchte den Blick noch mehr weiten, denn es gibt in der Graf Recke Stiftung außerdem 4.300 hier lebende Seelsorgende:

Denn auch die Kinder und Jugendlichen haben ein mehr oder weniger seelsorglich offenes Ohr für die Freuden und Sorgen ihrer Altersgenossen, wie auch die Bewohner der anderen Bereiche der Stiftung – in den Grenzen ihrer Möglichkeiten – ein offenes Ohr füreinander haben.

Mir ist klar, dass die meisten Mitarbeitenden oder Bewohner sich nicht als »Seelsorgende« bezeichnen würden – allein schon, weil sie denken, dass man dafür eine Ausbildung braucht.

Aber sie übernehmen dennoch eine wichtige Aufgabe von Seelsorge, denn was »ist Seelsorge? Anderen beistehen, sich in sie einfühlen, ihre Freuden und Nöte mittragen.«² »Die wichtigste Aufgabe von Seelsorge heißt daher: Da sein. Da sein, wo Menschen miteinander leben, arbeiten und streiten, wo sie ihren Weg meistern oder auch scheitern. Und Ihnen [...] Mut machen auf ein Leben mit Gefährdungen und Rissen. Weil die Zusage Gottes gilt, dass wir auch darin gehalten sind.«³

So leben die Mitarbeitenden und die Bewohnerinnen und Bewohner – natürlich sehr unterschiedlich ausgeprägt – eine wesentliche seelsorgliche Haltung: »Da sein« für Kinder, Jugendliche und deren Familien, für ihre Freuden und Sorgen.

Neben diesen vielfältigen seelsorglichen Kontakten gibt es natürlich auch die Tätigkeit der hauptamtlichen, ausgebildeten Seelsorgenden. Es gibt die Pfarrerinnen und Pfarrer der evangelischen oder katholischen Ortsgemeinden, in deren Gemeindebezirken Wohngruppen oder Kindertagesstätten der Graf Recke Stiftung liegen. Und es gibt meine Funktions-Pfarrstelle bei der Graf Recke Stiftung zur seelsorglichen Begleitung von Bewohner*innen und Mitarbeitenden.

[Einzelseelsorge und Gruppenseelsorge](#)

»Ich bin traurig, weil ich zu Ostern nicht zu meinen Eltern fahren darf...« Mit dieser klassischen Seelsorge-Telefon-Szene habe ich meinen Bericht begonnen und darauf hingewiesen, dass dies in meinem Arbeitsalltag in der Jugendhilfe eher die Ausnahme ist. Die Regel sind seelsorgliche Gespräche in Gruppen. Und nicht nur Gespräche, sondern auch seelsorgliche Aktionen in Gruppen, denn in der Begegnung mit gehandicapten Kindern und Jugendlichen sind kreative, erlebnisorientierte Aktionen und die Arbeit mit Bildern und Symbolen ein wichtiger Zugang zu den Gedanken und Gefühlen der jungen Menschen.

[Einzelseelsorge](#)

Selbstverständlich gibt es auch die Vier-Augen-Seelsorgegespräche.

Allerdings sind gerade in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen verabredete Gesprächstermine eher unüblich. Viel häufiger ergeben sich Gespräche zwischen Tür und Angel. »Du bist doch der Kirchenmann, oder? Glaubst du echt an Gott? Ich glaub an den Teufel...« Diese (provokanten) Worte eines Jugendlichen, gestellt im Vorübergehen auf dem

² Aus: www.evdus.de

³ Aus: www.evangelisch.de

Campusgelände, stehen für eine ganze Reihe ähnlicher Sätze, die sich auf meine Rolle als Pfarrer beziehen. Andere »Gesprächsangebote« im Vorübergehen beziehen sich eher auf zwischenmenschliche Fragen: »Ich bin so sauer auf meine Erzieher!!!« Diese kurzen Sätze laden dazu ein, genauer nachzufragen. Ich habe in mehreren Fortbildungen⁴ gelernt, diese Situationen zu erkennen und in seelsorglichen Kurzgesprächen den Gesprächspartnern einen ermutigenden Impuls zu geben.

Einzelseelsorge mit Kindern und Jugendlichen

Für die klassischen Vier-Augen-Gespräche hier drei Beispiele:

- **Trauerbegleitung:** Immer wieder erleben die Kinder und Jugendlichen, dass ein Eltern- oder Großelternteil verstirbt. Manche der Kinder leben auch deswegen in der stationären Jugendhilfe, weil sie als Halbwaisen zuhause nicht mehr wohnen können. Trauernde Kinder und Jugendliche zu begleiten, erfordert teilweise eine andere Methodik als die Begleitung von Erwachsenen. Für diese seelsorgliche Arbeit habe ich wertvolle Impulse durch die Qualifizierung als Trauerbegleiter⁵ in der Kinder- und Jugendarbeit bekommen. Vor allem die vielfältigen kreativen Methoden (Arbeit mit Bildern, Bewegung, Skulpturen, Musik...) sind eine große Hilfe, um auch auf non-verbalem Wege mit den trauernden Kindern in Kontakt treten zu können.
- **Seelsorge-Telefon in Coronazeiten:** Während des Corona-Lockdowns sollte die aufsuchende Seelsorge möglichst vermieden werden. Anstelle dessen hatten wir per Aushang und per Postkarte dazu eingeladen, den Seelsorger anzurufen. Die Resonanz auf dieses Angebot war verhalten. Wenn es zu Kontakten mit Jugendlichen kam, wurden diese über die Mitarbeitenden initiiert, die die Jugendlichen zum Anruf ermutigten. Hier zeigt sich, dass Seelsorge als »aufsuchende Seelsorge« deutlich besser funktioniert.
- **Ombudsstelle:** Zusammen mit einer Kollegin habe ich die Aufgabe des Ombudsmannes für die Jugendhilfe übernommen. Vorrangig werden hier Beschwerden über Gruppenkameraden, Mitarbeitende oder Konflikte in der Schule besprochen und geregelt. Aber nicht selten geht es neben der Beschwerde auch um existenzielle Fragen und Nöte. Dann bin ich sowohl als Ombudsmann als auch als Seelsorger gefragt.

Einzelseelsorge mit Mitarbeitenden

»Darf ich Sie als Seelsorger ansprechen, auch wenn ich nicht hier wohne? Weil: Ich kenne Sie ja von der Arbeit...«, fragte eine Mitarbeitende. Zur Seelsorge in der Kinder- und Jugendhilfe gehört selbstverständlich die Seelsorge mit den Mitarbeitenden. Auch hier gibt es einerseits Gespräche zwischen Tür und Angel, zum Beispiel bei Begegnungen nach gemeinsamen Veranstaltungen. Und andererseits gibt es verabredete Gesprächstermine.

Themen sind dabei zum Beispiel:

- Konflikte mit Kollegen oder Vorgesetzten,
- Arbeitsüberlastung,
- Trauerbegleitung,
- Krisensituationen des privaten Lebens (zum Beispiel Trennung oder Scheidung)

⁴ Timm Lohse, Das Kurzgespräch in Seelsorge und Beratung, Eine methodische Anleitung, Göttingen, 2006

⁵ Große Basisqualifizierung nach den BV Trauerbegleitungs-Standards für Mitarbeitende in der Kinder- und Jugendhilfe in diakonischen Arbeitsfeldern.

- Kasualien: Mitarbeitende fragen meine Begleitung bei ihren privaten kirchlichen Feiern an. Traugespräche vor einer Hochzeit, Taufgespräche und Gespräche vor und nach einer Beerdigung sind klassische Seelsorgesituationen.

Gruppenseelsorge

Häufiger kommt es in meinem Berufsalltag zu seelsorglichen Gesprächen in Gruppen⁶. Zu einem Teil sind dies ausdrücklich seelsorgliche Gruppen, wie zum Beispiel Trauergruppen, zum anderen sind es Angebote im Bereich von Bildung und Fortbildung.

Gruppenseelsorge mit Kindern und Jugendlichen

Ich begegne »unseren« Kindern und Jugendlichen in einer ganzen Reihe von Gruppenangeboten. Wobei manche Teilnehmende an mehreren Gruppen gleichzeitig teilnehmen. So zum Beispiel Sascha aus einer Wohngruppe für geistig gehandicapte Jugendliche, der als Konfirmand bei mir war, gleichzeitig als Schüler im meinem Religionsunterricht für unsere Förderschule und den ich auch in seiner Wohngruppe immer wieder traf. Außerdem war er im Helferkreis für die »Gottesdienste für Jung und Alt« dabei.

Die Vernetzung verschiedenster Angebote für die Jugendhilfe bewirkt, dass die Kinder und Jugendliche »ihren« Seelsorger kennenlernen und ein Vertrauensverhältnis entwickeln können. Das ist eine wichtige Basis für seelsorgliche Kontakte.

Seelsorge in religionspädagogischen Gruppen hat eine Besonderheit: Die seelsorgliche Vertraulichkeit ist nicht gegeben. Daher ist großes Fingerspitzengefühl nötig um zu erspüren, wie weit ich in die Tiefe gehen kann. Und um zu entscheiden, wann ich ein Gespräch nicht in der Gruppe weiterführe, sondern anstelle dessen eine vertrauliche Fortsetzung anbiete: »Sollen wir mal nebenan hingehen und unter vier Augen weiterreden, während die anderen hier mit der Lehrerin/dem Ehrenamtlichen weitermachen?«

Hier einige Beispiele für diese Gruppenangebote:

- **Inklusiver Konfirmandenunterricht:** »Beim Konfi hier ging es nicht darum, ob das Jäckchen zu den Schühchen passt, sondern wie Heimkinder und behütete Nachbarskinder zusammenpassen«, erinnert sich Lena (19), die ehrenamtlich Konfirmandenwochenenden begleitet. Seit rund 20 Jahren nehmen Kinder und Jugendliche aus der Graf-Recke-Stiftung gemeinsam mit Jugendlichen aus dem benachbarten Wohngebiet am inklusiven Konfirmandenunterricht teil. Dieser lädt wegen der sehr unterschiedlichen Lebenswelten und Begabungen der Jugendlichen dazu ein, eine seelsorgliche Grundhaltung zu praktizieren und auch für die Seelen zu sorgen.
- **»Kirchengruppe«:** Ich unterrichte in unserer Förderschule Jungen und Mädchen mit leichterem geistigem Handicap. Diesen Religionsunterricht beginnen wir immer mit dem Gefühlswürfel: Sechs Bilder, zum Beispiel Sonne, Vulkan oder ein starker Baum helfen den Jugendlichen dabei zu zeigen, wie es ihnen geht. In diesem erlebnisorientierten Unterricht ist immer Raum für Gespräche über Leib und Seele. Aber es geht nicht immer mit Worten. Dann nutze ich Rollenspiele, Bibliodrama-Elemente oder kreative Methoden, um in Kontakt zu kommen.

⁶ »Seelsorgliche Begleitung in der Gruppe hat eine hohe Authentizität, weil die Gruppenmitglieder meist ein gemeinsames Lebensthema verbindet. Sie erfahren sich als Personen, die von anderen verstanden und wertgeschätzt, aber auch gefordert werden.« Aus: Seelsorgeausschuss der EKIR, Seelsorge als Muttersprache der Kirche, Handreichung, Düsseldorf, 2011, Seite 34

- **Trauerbegleitung:** »Können Sie bitte schnell kommen? Ein Erzieher ist in seinem Dienst heute Morgen verstorben. Die Kinder haben alles mitgekriegt...« Derartige Notrufe kommen nur selten vor. Aber sie kommen vor. Ich begleite dann die ganze Wohngruppe, indem ich in der Gruppe mit den Kindern spreche, für ihre Fragen da bin, ihnen mit Bilderbüchern oder Fotokarten helfe, ihre Gefühle und Gedanken auszudrücken oder ein kleines Abschiedsritual anbiete. Auch die Mitarbeitenden-Teams begleite ich auf Wunsch. Und oft bereiten wir gemeinsam eine Abschiedsfeier – unabhängig von der Beisetzung im Familienkreis – in unserer Kirche vor, zu der auch Nachbargruppen, Kollegen und Angehörige eingeladen sind.
- **Kirchenmobil in Coronazeiten:** »Ach so! Das machen Sie, weil wir nicht in die Kirche kommen können. Darum kommt die Kirche zu uns!« Tim hatte schnell begriffen, warum ich in Coronazeiten mit einem ungewöhnlichen Gefährt auf dem Innenhof seiner Wohngruppe stand. Das »Kirchenmobil« ist eine Sperrholz-Nachbildung unserer Graf Recke Kirche. Diese Holzkirche ist an einen kleinen Wagen geschraubt. Und die Kirche hat in der Kirchentür einen Briefschlitz für einen Briefkasten. Dort können »Briefe an Gott« eingeworfen werden. Als ich auf den Hof der Wohngruppe rumpelte, war die Neugier der Kinder geweckt. Und sie hatten Spaß daran, Gebetskarten mit vorgedruckten Satzanfängen auszufüllen. Dann steckten sie stolz ihre »Briefe an Gott« in den Briefschlitz. So waren sie mit dem Buntstift im seelsorglichen Gespräch mit Gott.
- **»Osterfeuer 2 go« in Coronazeiten:** »Letztes Jahr war das Osterfeuer aber größer!«, beschwerte sich Niko mit Nachdruck. »Stimmt«, erwiderte ich. »Aber ein großes Osterfeuer mit vielen Besuchern geht dieses Jahr wegen Corona nicht.« Mit einem mobilen Osterfeuer, einer Feuerschale auf einem Bollerwagen, besuchte ich am Karsamstag nacheinander sieben Wohngruppen der Jugendhilfe. Bei dem Feuermachen waren auch Gespräche möglich: Die Kinder und Jugendlichen erzählten, wie sie die Zeit des Kontaktverbotes – auch zu Ihren Eltern – erlebten und sie lasen die zwei Sätze vor, die an dem Bollerwagen standen: »Jesus Christus sagt, ich bin das Licht der Welt.« Und: »Jesus Christus sagt: Ihr seid das Licht der Welt.« »Und wer ist mit IHR gemeint?«, fragte ich die Kinder und Jugendlichen. Diese erwiderten ohne Zögern: »Wir natürlich! Wir sind das Licht der Welt!«
- **Gottesdienst-Helferkreis:** Die Gottesdienste für Jung und Alt bereitet eine Gruppe von Kindern und Jugendlichen mit vor. »Ich finde das beeindruckend, wie gut sich eure gehandicapten Kinder in den Familiengottesdiensten einbringen: Wenn sie Rollenspiele vortragen, dann merkt man, dass Ihnen das nicht leicht fällt, aber sie schaffen es und sind dann sichtlich stolz.«, sagte ein Gottesdienstbesucher aus der Nachbarschaft. Stolz auf sich sein zu können – das tut der Seele gut.

Gruppenseelsorge mit Mitarbeitenden

Auch für Gruppen von Mitarbeitenden gibt es eine Reihe von Angeboten. Einige sind ausdrücklich seelsorglich, andere sind Fortbildungen zum Thema »diakonisches Profil«, die aber in einer seelsorglichen Haltung geleitet werden und in denen seelsorgliche Elemente vorkommen. Drei Beispiele für ausdrückliche Seelsorge-Gruppenangebote sind:

Fortbildung: Seelsorge zwischen Tür und Angel

Diese Fortbildung hat sich an Ehrenamtliche in der Graf Recke Stiftung gerichtet und hat einige der Methoden des oben genannten Ansatzes von Timm Lohse eingeübt.

Fortbildung: Trauerbegleitung bei Kindern und Jugendlichen

In dieser Fortbildung schule ich Mitarbeitende aus Wohngruppen und Kitas in den Methoden der Trauerarbeit mit Kindern. Gleichzeitig kommen natürlich auch die eigenen Trauererfahrungen der Teilnehmenden in den Blick.

Oasentage – Auftanken und die Seele baumeln lassen

»Ein echtes Geschenk für Leib und Seele.« So lautet eine der Rückmeldungen auf unsere Oasentage, die wir für haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende anbieten.

Im Zentrum der Oasentage stehen Zeiten der Stille. In diesen Zeiten der Stille kann jeder eines der Angebote auswählen, die ihm dabei helfen zur Ruhe zu kommen. Dazu gehören das Malen von Mandalas, körperliche Entspannungsübungen oder ein »Schweigegang« am nahe gelegenen Rhein. Für den Fall, dass in der Stille Probleme »hochkommen«, gibt es die Möglichkeit zu kurzen Seelsorgegesprächen. Die Graf Recke Stiftung unterstützt die Teilnahme an den Oasentagen, indem sie diese als Arbeitszeit anrechnet.

Neben diesen ausdrücklich seelsorglichen Angeboten möchte ich drei Beispiele für »Diakonie-Fortbildungen« nennen, in denen seelsorgliche Elemente vorkommen:

Diakonikum

Mit den Auszubildenden und Jahrespraktikanten der Graf Recke Stiftung fahren wir für ein Wochenende in ein Selbstversorgerhaus an der niederländischen Nordseeküste. Bei diesem Diakonikum können sich die jungen Mitarbeitenden besser kennenlernen. Und wir beschäftigen uns anhand von Interviews, Gesprächsrunden und Aktionen mit den Grundhaltungen und Werten, die die diakonische Kultur in der Graf Recke Stiftung prägen. Das ganze Wochenende wird vom Leitungsteam in einer seelsorglichen Grundhaltung gestaltet, und »zwischen Tür und Angel« ergeben sich oft seelsorgliche Gespräche.

»Die gehen wertvoll mit uns um«

»Wir laden Sie ein zu einer Rundreise durch die Graf Recke Stiftung! Wir besuchen Einrichtungen der Graf Recke Stiftung. Wir wandeln auf den Spuren unserer Gründer. Wir fragen nach den diakonischen Werten, die uns verbinden.« Mit dem Zitat eines Jugendlichen »Die gehen wertvoll mit uns um« laden wir zu einer zweitägigen Diakonie-Fortbildung ein, die neben informativen und erlebnisorientierten Elementen auch seelsorgliche Anteile hat. Vor allem dann, wenn es mittels eines großen Mobiles darum geht, einander zu erzählen, wie man Nächstenliebe und Selbstsorge im Berufsalltag lebt.

Diakonisch leiten

Auch diese Fortbildung für neue Führungskräfte hat implizite Seelsorgeelemente. So etwa bei den Themen »Das Leben meistern durch Rituale« oder bei einem Bibliodrama zur Erzählung vom sinkenden Petrus⁷, der den festen Boden unter den Füßen verloren hat und dem eine helfende Hand gereicht wird. Sehr hilfreich empfinden die Teilnehmenden, dass wir mehrere »alte Hasen« als Referenten einladen: Langjährige erfahrene Führungskräfte berichten darüber, wie ihr Einstieg als Leitungskraft war.

⁷ Matthäus 14,22-33.

Zwischenbilanz

Ich habe gezeigt, dass Seelsorge in der Jugendhilfe der Graf Recke Stiftung durch viele Personen gelebt wird, dass sie sich vor allem an Gruppen, aber auch an Einzelne richtet, dass sie Kinder- und Jugendliche ebenso in den Blick nimmt wie Mitarbeitende und dass sie in vielen Situationen vorkommt. Es wird deutlich, dass Seelsorge nicht ein Sonderbereich neben den diakonischen Arbeitsfeldern ist, sondern dass sie mit der diakonischen Arbeit untrennbar verwoben ist. Das gesamte diakonische Handeln hat eine seelsorgliche Dimension.

Voraussetzung für gelingende seelsorgliche Arbeit ist, dass sowohl die pädagogischen Mitarbeitenden an der Basis als auch die Leitungsebenen die seelsorgliche Dimension der diakonischen Arbeit sehen und unterstützen. Dies ist in der Graf Recke Stiftung der Fall. Strukturell wird das dadurch sichtbar, dass ich als Stiftungs-Seelsorger Mitglied der obersten Leitungsrunde bin und so die Unternehmensentwicklung aus der Warte des Seelsorgers begleiten kann. Zudem gibt es einen kirchlichen Beirat, der Impulse für das diakonisch-seelsorgliche Handeln der Stiftung gibt.

Seelsorge ist auch nicht ein Sonderbereich neben den Bereichen der Religionspädagogik und der Verkündigung, sondern sie ist mit der Religionspädagogik beziehungsweise der Diakoniepädagogik und der Verkündigung untrennbar verwoben.

Zum Abschluss möchte ich einen kurzen Blick auf den Inhalt dieser verwobenen diakonischen Seelsorge werfen.

Lebenshilfe und Glaubenshilfe

In vielen Definitionen von Seelsorge kommen die beiden Begriffe »Lebenshilfe und Glaubenshilfe« vor. Und zwar in dieser Reihenfolge⁸. In meiner seelsorglichen Arbeit trifft diese Reihenfolge ebenfalls zu. In erster Linie sind es Themen der Lebenshilfe, die in seelsorglichen Kontakten zum sprachlichen oder kreativen Ausdruck kommen. So zum Beispiel Mobbing, Konflikte mit Gruppenkameraden, Ärger über Erziehungsmaßnahmen, Unzufriedenheit mit sich selber.⁹ Bei diesen Lebenshilfethemen taucht immer wieder das Thema Vertrauen auf: Wem kann ich mich anvertrauen?, (mangelndes) Selbstvertrauen, Vertrauensmissbrauch, auf wen kann ich bauen? Und mit dem Thema Vertrauen ist man mitten in der Glaubenshilfe. Denn Glaube und Vertrauen sind Synonyme. Die Kinder und Jugendlichen können oft mit dem Wort Vertrauen mehr anfangen als mit dem Wort Glauben. Denn das Vertrauen verweist deutlicher auf eine Beziehung zu anderen Menschen, zu Gott, zu sich selbst: Ich vertraue mir, ich vertraue auf Gott, ich vertraue einem Mitmenschen.

In den vergangenen Monaten haben wir damit begonnen, den Ansatz des »Religions- und kultursensiblen Arbeitens (RKS)¹⁰«, den das Rauhe Haus entwickelt hat, bei uns zu erproben. Das geschieht im Rahmen eines umfassenden Organisationsentwicklungs-Prozesses in der Jugendhilfe. Dieser Prozess möchte die Themen Resilienz und RKS in die gesamte Mitarbeiterschaft tragen. Der RKS-Ansatz sieht Glauben als wichtige Ressource und einen der Faktoren für Resilienz an. Pädagogen gehen dabei gemeinsam mit den

⁸ So zum Beispiel: Seelsorge ... bietet Hilfe und Begleitung in Lebens- und Glaubensfragen.« Aus: www.ekir.de; Oder: »Was ist Seelsorge? Anderen beistehen, sich in sie einfühlen, ... Lebens- oder Glaubenshilfe erfahren.« Aus: www.evdus.de

⁹ Es liegt in der Natur diakonischer Arbeit, dass die Lebenshilfe im Sinne der tätigen Nächstenliebe im Vordergrund steht.

¹⁰ Stiftung das Rauhe Haus, Lebenswelten entdecken, Religions- und kultursensibel arbeiten in der Jugendhilfe, Hamburg 2015.

Kindern auf die Suche nach ihrem Glauben, danach, was sie trägt und tröstet – und das auf Augenhöhe und nicht belehrend. Der Begriff Glaube wird hier sehr weit gefasst: Mit Glaube ist nicht nur der »Konfessionsglaube« oder der »Transzendenzglaube« gemeint, sondern ein umfassender »Lebensglaube«, der Mut macht, »dem Leben trotz erfahrener Krisen und einer ungewissen Zukunft Positives abzugewinnen.«¹¹

Dieses weite Verständnis von Glauben trägt der Lebenswelt vieler unserer Kinder und Jugendlichen Rechnung. Denn einen christlich konfessionellen Glauben bringen die wenigsten mit. Es gibt viele junge Menschen, die kirchenfern und auch glaubensfern aufgewachsen sind. Hinzu kommen Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund, die in anderen Kulturen und Religionen sozialisiert wurden. Der religions- und kultursensible Ansatz möchte ihnen allen die Augen öffnen für den Schatz des Lebensglaubens, den sie in sich tragen. Dieser Lebensglaube ist eine Kraftquelle, eine Ressource.

Die Schatzsuche nach den eigenen Stärken und den eigenen Wurzeln wird durch vielfältige kreative Methoden unterstützt. Eine davon ist der »Ressourcenbaum«:

Das ist ein großer Apfelbaum mit kräftigen Wurzeln, aus Sperrholz ausgesägt und bunt bemalt. Mit diesem Baum haben wir sowohl mit Mitarbeitenden als auch mit gehandicapten Schülerinnen und Schülern gearbeitet, was eine sehr seelsorgliche Komponente hatte.

Die Wurzeln stehen zum Beispiel für »Wo komme ich her (Familie, Ort?)«, »Wer ist für mich wichtig (Vorbilder)?« oder: »Worauf vertraue ich (Glaube, Mutmacher)?«.

Die Früchte stehen für unsere Begabungen: »Das habe ich.«, »Das kann ich.« oder »Das bin ich.«

Das Bild des Baumes verbindet die Lebenshilfe, die eher im Blick auf die Begabungen vorkommt, und die Glaubenshilfe, die eher im Blick auf die Wurzeln vorkommt.

Besonders beeindruckend war für uns Erwachsene, wie die Schülerinnen und Schüler auf die Fragen nach »Das habe ich.«, »Das kann ich.«, »Das bin ich.« reagierten. Sie verließen schnell die materielle Ebene (»Ich habe ein i-Phone.«) und kamen zur emotionalen Ebene: »Ich habe gute Laune.« oder: »Ich habe eine Schwester.« Und bei dem Impuls: »Das bin ich.« wurden sie nicht philosophisch, sondern antworteten spontan: »Ich bin nett.« Ein Junge, der nur schlecht sprechen kann, antwortete auf den Impuls »Das bin ich.« damit, dass er lächelte und den Daumen hob!

¹¹ Ebd., Seite.12.

Seelsorge in der Psychiatrie

Pfarrerin Iris Müller-Friege

Diakonie ist Ausdruck kirchlichen Handelns in Verbindung mit Kerygma (Verkündigung) und Koinonia (Gemeinschaft). Wenn Kirche sich ökonomische Interessen zu eigen macht und schwarze Zahlen ein entscheidender Faktor für den Erhalt von diakonischen Handlungsfeldern sind, laufen die Einrichtungen Gefahr, ihre Identität als Kirche zu verlieren. Im schlimmsten Fall wächst ein negatives Image, weil der Anspruch bleibt und der Zuspruch fehlt, was sich mancherorts als Knute für Beschäftigte erweisen kann. Als kirchliches Handeln hat Diakonie eine existenzielle, ganzheitliche, Spiritualität implizierende Dimension. Dadurch wird sie notwendig auch zur Seelsorge.

Seelsorge ist also auch Teil der Diakonie, geht aber nicht in ihr auf. Tatsächlich ist Seelsorge eher die Instanz, die mit Hilfe ihres Blicks auf alle drei Säulen (Kerygma, Koinonia, Diakonia) dafür Sorge trägt, dass Diakonie bei Kirche bleibt. Deshalb gehört professionelle Seelsorge immer in die Einrichtung, muss sich aber vor Vereinnahmung und zu großer Identifikation hüten. Wo Seelsorge berät und lehrt, ist sie selbst Diakonie. Sie kann durch spezifische Begleitung, Fortbildung und Supervision Mitarbeitende verbinden, motivieren und unterstützen. Die Mitarbeitenden leisten an vielen Stellen helfende Arbeit, bei der es schwierig ist, den Sinn der Aufgabe immer wieder aus sich selbst heraus zu generieren und das Gefühl für den Wert der eigenen Arbeit zu behalten.

Angesichts der Not scheint das eigene Tun ein Kampf gegen Windmühlenflügel zu sein. In einer Welt, in der sich alles nach vorne ausrichtet, besser und erfolgsorientierter werden muss, beschäftigt sich die Diakonie mit Menschen, die nicht mithalten können. Entsprechende Gefühle von Überlastung, Ohnmacht, Trauer, Ärger und Wertlosigkeit hinterlassen ihre Spuren bei den Akteuren auf beiden Seiten. Seelsorge hat hier ihre Funktion auch in der seelsorglichen Begleitung der Helfenden, damit diese wiederum Wertschätzung erfahren und sich als angenommener Teil der christlichen Gemeinschaft fühlen. Diese kann durch begleitende Supervisionen, wertschätzende Alltagskontakte sowie spirituelle Angebote vermittelt werden. Das funktioniert aber nicht von oben herab – sozusagen aus der Chefetage. Wenn die Personen und Worte vom Handlungsfeld und der konkreten Beziehung entkoppelt sind, werden sie schnell als Phrasen empfunden.

Daraus folgt: Die Seelsorge braucht das Handlungsfeld der Diakonie, muss vor Ort präsent sein und darf ihre Geh-Struktur (das heißt die Menschen aufsuchend und ihnen zuhörend) nicht aufgeben. Sie muss zudem die Mitarbeitenden als Zielgruppe begleiten und als Gemeinde begreifen. Corona und der Lockdown haben gezeigt, wo die Versäumnisse kirchlichen Handelns liegen.

In Zeiten der Pandemie wurde nur deutlicher, was schon vorher problematisch war. Da, wo es keine Geh-Struktur der Kirche gab, die kirchlichen Vertreter*innen also nicht sowieso bekannt und vor Ort bei den Menschen waren, hat man sie auch nicht gerufen – mancherorts sogar abgewiesen. Kaum ein Mensch, der Corona bedingt einsam oder ängstlich in seiner Wohnung, im Heim oder im Krankenzimmer sitzt, wird den ihm unbekanntem Pfarrer rufen. Das war für viele kirchliche Vertreter*innen, die zunehmend in einer Komm-Struktur agieren (müssen?), sicher frustrierend. Sie standen in der Krise bereit, hatten etwas zu sagen und zu geben, ohne dass ihre Angebote relevant zu sein schienen oder in großer Zahl angefragt

wurden. Es ist entlarvend, wenn in einer Krise, in der die Menschen gerade in ihrer existenziellen Dimension verunsichert und bedroht sind, diese nicht auf die Idee kommen, die Kirche könnte ein geeigneter Ort oder Ansprechpartnerin für sie sein.

Die Diakonie vor Ort dagegen wurde mit ihrer konkret helfend, versorgenden Seite stark angefragt. Ob die spirituellen, existenziellen Themen dabei immer auch Raum fanden, war eher dem Zufall beziehungsweise der entsprechenden helfenden Person überlassen, die wiederum mit ihrer persönlichen existenziellen Bedrohung letztlich allein war. Der Platz von Führung und Leitung ist in solchen Krisen an der Seite der Basis vor Ort.

Was macht die geringe Nachfrage nach Seelsorge bei gleichzeitiger Hochkonjunktur von menschlichen Bedürfnissen nach Orientierung und Begleitung deutlich?

Seelsorge mit einer Komm-Struktur funktioniert tatsächlich nur da, wo das Angebot klar umrissen, vertraut, erprobt und kommuniziert ist – zum Beispiel bei der (in der Corona- Krise doppelt so stark frequentierten) Telefonseelsorge.

Daraus folgt: Den Menschen muss deutlich sein, was Seelsorge beinhaltet und bietet (thematisch, personell, zeitlich). Lautet die kirchliche Antwort, Seelsorge bietet alles, heißt das für den einzelnen Menschen übersetzt, sie bietet nichts (für mich). Das Angebot bleibt zu allgemein. Wenn ich verunsichert und bedürftig bin, werde ich mich nicht auf diffuse Inhalte, Angebote und dazu unbekannte Personen einlassen.

Die Geschichte der Seelsorge ist eine Geschichte des Wandels und das Ergebnis ist eine Vielfalt an Verfahren und Inhalten. Das trägt zu ihrer Diffusität in der Wahrnehmung der Adressaten bei. Als Seelsorgerin in einer weltlichen Institution begegnet mir neben vertrauensvoller Offenheit von kirchennahen Menschen, auch und eher eine kritische Zurückhaltung der Kirchenfernen. Zu Beginn meiner Arbeit als Seelsorgerin in der Psychiatrie war ich schon länger in anderen weltlichen Kontexten psychotherapeutisch tätig. Beeindruckt hat mich, wie hoch die Nachfrage an meine psychotherapeutische Praxis war und wie gering dagegen, zumindest zu Beginn, die Nachfrage an mich als Seelsorgerin im klinischen Kontext. Die gleiche Person mit der gleichen Ausbildung – auf der einen Seite mit ihrer Profession gefragt und auf der anderen Seite nahezu ohne Relevanz? Und das in der Psychiatrie, in der Zuhören und Sprechen die höchste Währung neben der medizinischen Versorgung ist?

Spurensuche: 90 Prozent der Patient*innen mit denen ich in Kontakt komme, sagen als allerersten Satz bevor unser Gespräch beginnt etwa Folgendes:

»Ich gehe sonst nicht in die Kirche, auch wenn ich glaube. – Frau X hat gesagt, dass ich mit Ihnen nicht unbedingt über Religion sprechen muss. – Herr Y hat mir erzählt, dass er mit ihnen gesprochen hat und es hat ihm geholfen. – Kann ich auch zur Gruppe kommen, wenn ich sonst nicht in die Kirche gehe? – Darf ich jederzeit den Gruppenraum verlassen, wenn es mir schlechter geht?« Dazu kommen vorsichtig skeptische Blicke. Es hat sich bewährt, wenn ich an dieser Stelle sage, dass ich auch lange psychotherapeutische Praxis habe, dann sind die Leute sofort beruhigt und entspannt. Dann ist offenbar für sie klar: Die versteht mich und weiß, was sie macht. Es ist also ein großer Vorteil, dass ich auch psychotherapeutisch ausgebildet bin. Im Verlauf der Begleitungen erweist es sich aber häufig als Glück, dass ich auch Seelsorgerin bin.

Die Patient*innen in der Psychiatrie lernen, ehrlich ihre Bedürfnisse und Grenzen zu formulieren. Und das tun sie relativ direkt. Sie wollen sich nicht verstellen, sondern akzeptiert

werden, egal wo sie weltanschaulich stehen. Natürlich ist der Kontakt auch schon je nach Krankheitsbild und Verlauf verschieden. Hier spreche ich zunächst von den Patient*innen, die zum Beispiel aufgrund einer Depression oder Angsterkrankung für wenige Wochen stationär oder ambulant in der Klinik behandelt werden und dann in ihren Alltag zurückkehren können. Also von Menschen, die nicht unbedingt am Rande der Gesellschaft stehen, sondern eher aus der Mitte der Gesellschaft stammen. Eine Gruppierung, die sowohl stark als auch schwach ist, und die wir als Kirche nicht aus dem Blick verlieren dürfen. Hier ist die Not nicht in erster Linie das Überleben, sondern es sind vor allem andere, aber ebenso drängende, existenzielle Fragen. Diese wiederum haben in der Psychotherapie eher keinen Platz. Wenn es um Sinn- und Glaubensfragen in der Psychotherapie geht, sagen viele Psychotherapeuten heute auch ganz offen, dass sie sich dafür nicht zuständig fühlen. Hier ist es von Vorteil nicht nur Psychotherapeutin, sondern auch Seelsorgerin zu sein. Hier eröffnet die Seelsorge einen Raum für Fragen wie:

Warum hat es mich getroffen? Werde ich gesund? Was ist der Sinn meines Lebens, wenn ich dauerhaft psychisch krank bin? Kann ich jemals ein normales Leben führen, eine Beziehung oder kann ich meinem Beruf weiter nachgehen? Wer bin ich? Was ist mein Wert, wenn ich nicht mehr perfekt oder leistungsfähig bin? Werde ich es schaffen weiterzuleben, wenn diese Gedanken wiederkommen? Wofür dieses Leid? Ist es eine Sünde, dass ich versucht habe, mir das Leben zu nehmen?

Bis hin zu Fragen von Schuld und Vergebung: Wie kann ich den Freunden oder der Familie, mir selbst oder Gott jetzt noch unter die Augen treten, nachdem ich dieses Unrecht begangen habe? Wie gehe ich mit meinen Verletzungen und den Täter*innen um? Und wie gehe ich mit einer Welt um, in der mir das angetan wurde?

Ich bin überzeugt, dass professionelle Seelsorge hier relevant ist, weil die aufgebrochenen Lebensfragen ganz direkt auch die spirituellen Grundbedürfnisse der Menschen berühren und die christliche Botschaft tröstlich und hilfreich sein kann. Natürlich gibt es Menschen, denen jeder Glaube an eine höhere Macht oder Ähnliches fremd ist. Das gilt es anzuerkennen. Nach meiner Erfahrung aber sucht eine Mehrheit nach spirituellen Antworten auf existenzielle Fragen. Im Verlauf der Begleitung, nach einigen Gesprächen, in denen Vertrauen gewachsen ist, wird häufig auch der Glaube zum Thema, aber erst, wenn eine tragfähige Beziehung und ein sicherer Raum im Gespräch entstanden sind. Die eigene Frömmigkeit zu zeigen, ist in säkularen Kreisen ein schambesetztes Unterfangen. Die individuelle Spiritualität oder Gottesbeziehung ist als wesentlicher Teil des Menschseins ein primäres Bedürfnis, und somit gehört sie als intimes Geschehen in den geschützten Beziehungsbereich. Da die Zugehörigkeit zu einer festen Glaubensgemeinschaft seltener wird, potenziert sich das Bedürfnis nach einem sicheren, geschützten Begegnungsraum für den Austausch von Glaubensfragen. So entsteht eine begründete Zurückhaltung religiöser Bekenntnisse im öffentlichen Raum.

Darüber hinaus gibt es noch einen anderen Grund, warum die Seelsorge, gerade von dieser Klientel, die eher eine gute Perspektive hat wieder gesund zu werden, so wenig in Anspruch genommen wird. Die meisten Patient*innen antworten, wenn man sie fragt: Möchten Sie die Seelsorge in Anspruch nehmen? »Nein danke, ich brauche das nicht. Aber ich finde gut, dass es das gibt (für andere oder wenn es mal schlimmer kommt).« Wenn man dann genauer nachfragt, stellt sich heraus, dass in den Köpfen vieler Menschen die Seelsorge für die gebrochenen, zum Sterben verurteilten und schwachen Menschen zuständig ist. Die »normalen« Menschen in der Krise empfinden sich selbst gar nicht als Zielgruppe für Seelsorge. Als an sich funktionierender Teil der Gesellschaft hatten sie häufig auch gar keine

Berührungspunkte mit Kirche. Für sie ist die Seelsorge etwas für Kirchgänger oder ganz arme Menschen, also für Menschen mit wenig Perspektive, ihr Leben in Zukunft in Eigenverantwortung zu führen. Am deutlichsten wird dieses verbreitete Bild von Seelsorge in dem Antwortsatz: So schlecht geht es mir noch nicht! Diese sehr häufige, direkte und ehrliche Antwort lässt sich nur so erklären, dass die Mitte der Gesellschaft doch stark entfernt ist von dem, was Kirche auch für sie in ihrem konkreten Lebens- und Alltagsbezügen zu bieten hat. Dieses Fremdsein ist auch in schweren Lebenskrisen offenbar so stark, dass andere Angebote verheißungsvoller klingen und eher in Anspruch genommen werden (Psychotherapie, Selbsthilfegruppen, Yogakurse, Coaching, Meditation, Achtsamkeitstraining und so weiter). Hier ist festzustellen, dass auch die Kirche vor Ort sich offenbar von den Menschen in der Mitte der Gesellschaft so weit entfernt hat, dass die Entfremdung eine große Hürde darstellt. »...nicht erst an den Grenzen unserer Möglichkeiten, sondern mitten im Leben muss Gott erkannt werden; im Leben und nicht erst im Sterben, in Gesundheit und Kraft und nicht erst im Leiden...« (Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, DBW Band 8, Seite 454 f., 2017).

Wir Seelsorgenden bemühen uns seit vielen Jahren, die Vorstellung, dass Seelsorge nur für die Gebrochenen, Verlorenen, Austherapierten beziehungsweise nur für die Patient*innen zuständig ist, zu verändern. Doch ich frage mich, ob es nicht auch Tendenzen in der Repräsentation von Kirche und Seelsorge gibt, die diesen Eindruck trotzdem heute eher stützen. Eine Kirche, die nur für die Schwachen, die Gebrochenen, die Opfer da ist, verlässt nicht nur die Menschen aus der Mitte der Gesellschaft und negiert deren spirituellen Bedürfnisse, sondern hilft auch gerade den schwachen Menschen oder den Opfern nicht, zumindest nicht im Sinne der christlichen Botschaft. Der Mensch ist stark und schwach. Eine Seelsorge, die den Menschen nur als Opfer sieht, verlässt die Augenhöhe. Dann wirkt sie nahezu unangenehm betulich in ihrer übertriebenen Fürsorglichkeit und macht das Gegenüber klein. Es ist diese Art von Haltung, die die Menschen eher auf Distanz bringt und zu der inneren Frage: Wer braucht hier eigentlich wen? Es ist die Art von Freundlichkeit, die die Stärke des Menschen negiert.

Die Seelsorge soll ganz sicher nicht moralistisch daherkommen und dem Gegenüber, wie in der Vergangenheit und Geschichte geschehen, von oben herab die Leviten lesen. Sie darf die Menschen nicht beschämen oder belehren. Auch dann verliert sie die Augenhöhe, indem sie sich über den Menschen stellt. Sie darf sich aber auch nicht auf diese betuliche Harmlosigkeit reduzieren lassen, indem sie immer nur lieb und nett ist. Ich will als Mensch nicht auf meine Schwächen reduziert werden. Ich bin nicht nur bedürftig. Den Menschen ernst zu nehmen bedeutet, ihn auch immer mit seinen Stärken zu sehen. (Das wiederum hat die moderne Psychotherapie verstanden und integriert, mittels der Erkenntnisse der Ressourcen- und Resilienzforschung, wenn auch unter anderen Vorzeichen.)

Auch die Seelsorge, wie ich sie verstehe, ist beides – stark und schwach. Das verleiht ihr Kontur und Profil. Sie tritt selbstbewusst und authentisch auf. Nur dann lässt sie die scheinbar Starken nicht allein. Zu denen gehören beispielsweise wiederum auch die Mitarbeitenden der diakonischen Einrichtungen.

Daher muss in der Seelsorge ein ganz anderes Verständnis Raum greifen als bisher, wenn sie relevant in Diakonie und Gesellschaft sein will. Seelsorge, die glaubwürdig sein will, orientiert sich an dem biblischen Jesus, seinen Worten und Taten. Und Jesu Umgang mit den Menschen war alles andere als betulich. Natürlich ist Jesus offen und freundlich auf die Menschen zugegangen. Dabei hat er nicht unterschieden nach Status, Herkunft und Ansehen. Alle Menschen hat er ernst genommen. Jesus Frage: Was willst Du, das ich Dir

tun soll? (Lukas 18,41) ist ein Beispiel dafür, wie ernst er die Menschen nimmt. Er gibt nicht, was er denkt, was die Menschen brauchen. Sondern er bleibt auf Augenhöhe und fordert sie auf, ihre Bedürfnisse selbst zu formulieren. Das mutet er ihnen zu und das traut er ihnen zu. Er gibt den Menschen das, was nötig ist – nicht mehr und nicht weniger. Daraus lässt sich selbstverständlich nicht ableiten, dass die Seelsorge alle Erwartungen und Bedürfnisse zu erfüllen hat, so wenig wie Jesus selbst das getan hat. »Seelsorge unterliegt somit nur begrenzt dem Axiom der Kundenorientierung, obgleich sie sich dem Einzelnen und dessen Bedürfnissen zuwendet.« (Doris Nauer, Seelsorge, Seite 108, Stuttgart 2007) Die Seelsorge hat ihre Kriterien, die sich an der Gerechtigkeit des Reiches Gottes, also der Verkündigung Jesu (Kerygma) und der Gemeinschaft der Gläubigen (Koinonia) orientieren. Das bedeutet konkret, dass Seelsorge auch Seelsorge im Sinne Jesu ist, wenn sie konfrontiert. Dass auch die Konfrontation hilfreich sein kann, zeigt folgendes Beispiel eines Patienten.

Herr Y, der viele Male einen mehrwöchigen Aufenthalt auf der psychotherapeutischen Station der Klinik hatte, kam mit seinem Ärger über den Ablehnungsbescheid bezüglich einer weiteren stationären Therapie zu mir. Ich kannte den Patienten viele Jahre von den voraus gegangenen Aufenthalten und habe ihn auch dazwischen immer mal wieder gesprochen. Er hatte einen äußerst schweren Start in sein Leben. Es gab viele Verletzungen und Ungerechtigkeiten, die er als Kind und Jugendlicher erlitten hat. Dennoch war er so stabil, dass wieder arbeiten ging und sein Leben mit diesen Hilfskonzepten selbstständig führte. Aus den Gesprächen wusste ich, dass er all die Jahre gute Unterstützung und ganz viel Hilfestellung von vielen Seiten bekommen hatte. Er hatte alle Möglichkeiten, die das Sozialsystem und die Kirche anbieten, gut für sich nutzen können. Dennoch war er der Meinung, dass es nicht reiche und er noch mehr brauche. Sein Gefühl noch mehr zu brauchen war nachvollziehbar, wenn man auf den Mangel seiner Kindertage sah. Dennoch ist letztlich die Umwelt, auch wenn sie noch so viel tut, nicht in der Lage, dieses Loch zu füllen. Die Enttäuschung über diese Tatsache, die Wut und den Schmerz kann ich als Seelsorgerin mitfühlen, verstehen und teilen.

Die konfrontierende Botschaft jedoch, dass letztlich die Welt auch nicht die gute Mutter sein kann, die er nie hatte, und es darum geht, diesen Schmerz zu spüren, zu integrieren und das Leben in Selbstverantwortung in die Hand zu nehmen und eben nicht weiter nur Opfer zu bleiben, sondern die eigenen Stärken, die dieser Mann sichtbar auch hatte, ins Leben zu bringen – gerade diese Botschaft kann letztlich hilfreich und stärkend sein. Wertschätzend formuliert ist dies ein Beispiel für eine passende, wenn auch schmerzlich konfrontierende Intervention. Herr Y. war sehr wütend. Offenbar war sein wunder Punkt berührt. Das gestehe ihm aber zu! Jetzt solle er womöglich auch noch was geben! Er wolle aber was haben! Das sei ungerecht! Einige Tage später rief Herr Y. mich an und sagte, dass er sauer auf mich gewesen wäre und sowieso auf die ganze Welt und seine Ursprungsfamilie. Trotzdem habe er unser Gespräch hilfreich gefunden und er würde beginnen zu verstehen, wie sehr er seine Wut, die eigentlich an die Eltern gerichtet sei, an seiner Umwelt ausgelassen habe und so die Menschen auch von sich weggetrieben habe. Er hatte die Hürde genommen. Ein Beispiel für eine typisch menschliche Reaktion auf ein psychisches Trauma, empfunden als unverzeihlicher Verrat des Lebens, für das dann andere büßen müssen, so dass letztlich keine gedeihlichen Verbindungen mit Menschen mehr möglich sind. Solche und ähnliche Dynamiken verursachen viel Leid in menschlichen Beziehungen.

Jesus hat es vorgelebt. Er hat die Menschen ernst genommen, Ihnen zugehört, Mitgefühl gezeigt. In seine Nachfolge sind wir gerufen, in seinem Namen das Reich Gottes zu verkünden und zu heilen (Lukas 9,2). Heilend, im Sinne von Gottes Heil verkündend, kann

auch ein starkes, konfrontierendes Wort zur Umkehr sein und letztlich gerade in dieser Qualität ins Leben führen und auch in die gelungene Beziehung ganz im Sinne der christlichen Gemeinschaft. (Zum Beispiel: Die Heilung des Kranken am Teich Bethesda [Johannes 5]; die Tempelreinigung [Matthäus 21])

Für die Patient*innen kann der systemkritische Abstand der Seelsorge zur Einrichtung noch in anderer Weise wichtig werden. Wenn der Patient aus dem oben genannten Beispiel privat versichert wäre, hätte eine gewinnorientierte Klinik einen wirtschaftlichen Nachteil, wenn sie ihn abweist oder nicht seinen Wünschen gemäß behandelt. Überwiegen zukünftig die ökonomischen Erwägungen in Kliniken, könnten sie eventuell den Prozess der Gesundung bei manchen Patientinnen also sogar negativ beeinflussen. Davon ist die Seelsorge frei, weil sie eben nicht Teil des Systems ist. Hier und auch in Ethik-Gremien, hat die Seelsorge eine wichtige Rolle.

Außerdem vertritt die Seelsorge, bei gleichzeitig gebotener Anerkennung psychiatrischer und psychotherapeutischer Lehre und Behandlung durch Ein- und Zuordnung von Diagnosen und Zuschreibungen von Krankheitsbildern, immer auch die Unverfügbarkeit der Person. Wir können letztlich den Menschen nie ganz erfassen und ihm manchmal trotz all unseres Wissens auch nicht helfen. Wir verfügen nicht über die Wahrheit oder Heilmittel für jeden und jede. Auch in dem jeweiligen individuellen, menschlichen Beziehungsgeschehen entscheidet sich, ob Begegnungen heilsam sind.

Jesus hat vor allem die am Rande der Gesellschaft stehenden Menschen als Adressaten der Heilsbotschaft vom Reich Gottes benannt. Neben den Menschen die trotz ihrer gesundheitlichen Krise offensichtlich eine Menge Ressourcen haben und eine gute Aussicht auf Besserung oder sogar Heilung, gibt es gerade in der Psychiatrie Menschen, deren Prognose eine andere ist. Bei Ihnen wird sich der Zustand voraussichtlich nicht verbessern. Hier ist die Seelsorge in der Nachfolge Christi zur Wertschätzung, Anerkennung und zum Ansehen der Person auch im wörtlichen Sinne berufen (Matthäus 6,26).

In der Klinik beschränkt sich die Behandlung bei dieser Patientengruppe letztlich auf die fürsorgliche Inobhutnahme, Pflege und Medikation. Die Seelsorge dagegen vertritt das Heil auch dann, wenn es keine Heilung mehr gibt, wenn der Mensch nicht mehr therapierbar ist oder Therapie sogar kontraindiziert. Der kranke, gebrochene Mensch ist immer noch ganzer Mensch und als solcher ein vollständiges Gegenüber. Da sind neben den dementen, verwirrten, verwahrlosten, geschundenen, auch die gewalttätigen, kriminellen Menschen eingeschlossen. Jesus hat den Menschen am Rande der Gesellschaft, den Gebrochenen und den Verbrecher ernst genommen und gewürdigt, als Menschen, der nach Gottes Bilde geschaffen ist und der von Gott geliebt ist, egal wie er dasteht. Gott hat sich mit den Menschen verbunden für ewig und alle Zeiten und gibt sie nicht auf, was immer sie sind. Gott identifiziert sich in Christus mit der gesamten geschlagenen Welt. Doch auch hier gilt für die Seelsorge, dass Gott sich gleichzeitig mit dem starken, selbstbewussten Christus identifiziert.

Auch im Kontakt mit den sogenannten austerapierten Menschen darf die Seelsorge die Augenhöhe nicht verlieren, wenn sie im Sinne Jesu Seelsorge sein will. Freundliche Zuwendung und Ansehen der Person sind selbstverständlich, auch konkret zu helfen ist geboten, in dem Maße, wie nötig (also tun oder veranlassen, was die Person nicht selbst tun kann, nicht mehr und nicht weniger!). Mitleid hingegen oder herablassende und übertriebene Fürsorge macht den anderen klein und zum Betreuungsobjekt. Solche Art von Zuwendung ist nicht im Sinne des christlichen Menschenbildes und wird auch dem Patienten nicht

gerecht. Hier sind die Kriterien der Verkündigung, der Gemeinschaft und der Diakonie wichtige Kontrollmechanismen für konkret praktizierte Seelsorge.

Ergebnis: Seelsorge muss mit einem klar umrissenen professionellen Angebot vor Ort sein – da, wo Menschen Not haben und mit deren Alltag und Anliegen vertraut sein. Die profilierte Seelsorge misst sich am Reden und Tun Jesu und ist deshalb selbst stark und schwach. Daraus ergibt sich die Forderung nach einer guten Aus- und Weiterbildung von Mitarbeitenden in Kirche und Diakonie und die Notwendigkeit, Mitstreitende zu finden.

Um vor Ort zu sein, brauchen wir neben den Hauptamtlichen auch ehrenamtliche Menschen. Diese bilden mit den anderen Menschen in ihrem Arbeitsfeld selbst Gemeinde. Um wirklich in oben beschriebener Qualität hilfreich zu sein, sollten sich die Mitarbeitenden zum Beispiel selbst gut kennen (-lernen) und ihr Handeln reflektieren können. Nehmen wir als konkretes Beispiel für solche Selbsterforschung die eigene Motivation für eben diesen Dienst, den sie übernehmen wollen. Selbstlosigkeit ist eben genau nicht die beste Voraussetzung für eine ehrenamtliche Tätigkeit, sondern eher problematisch. Meistens gibt es ein sehr persönliches, biografisch bedingtes Motiv zum Helfen.

Hier ein Beispiel aus der Gerontopsychiatrie, wo Ehrenamtliche die alten Menschen besuchen, von denen viele mehr oder weniger dement und zur Abklärung ihrer Erkrankung vorübergehend in der Psychiatrie sind. Neben den Motiven der Ehrenamtlichen wie, »Ich bin dankbar für das Glück, das ich in meinem Leben hatte, und möchte etwas davon weitergeben.«, gibt es auch andere Motive: »Wenn ich schon meine demente Mutter nach meinem Gefühl nicht ausreichend begleiten konnte, will ich dies doch wenigstens für andere tun.«. Hier wäre dann eine subjektiv gefühlte Schuld der Motor und die Wiedergutmachung das Motiv.

Als Beispiel Frau X.: Selbst hat Frau X. vor einigen Jahren ihre demenzerkrankte Mutter verloren. Der Kontakt war damals schwierig. Sie konnte die Mutter nie wirklich erreichen und die gemeinsame Geschichte hat ihr den Zugang erschwert. Zudem war Frau X. beruflich stark eingebunden. Die Mutter war zwar bis zum Tod gut versorgt, aber dennoch hat Frau X. das Gefühl, etwas versäumt zu haben. Wenn sie nun andere demenzkranke Menschen begleitet, die sich über ihre Anwesenheit freuen, ist sie selbst beglückt und zufrieden. So ergeben sich viele gute Kontakte und beide Seiten profitieren. Wenn Frau X. aber etwa auf eine Patientin trifft, die sie nicht erreichen kann mit ihren Angeboten, aus welchen Gründen auch immer, ist es gut, wenn Frau X. ihre tieferen Motive kennt, um nicht in ähnliche Gefühle zu rutschen, wie sie sie damals bei der Mutter erlebt hat und um in der Begleitung den offenen Blick auf die ihr letztlich fremde Patientin nicht zu verlieren. Denn nicht der Patient ist für den Ehrenamtlichen da, sondern umgekehrt.

Natürlich darf und soll ich auch von der Arbeit profitieren und es darf Spaß machen, aber auch Frustrationen sind Bestandteil der Kontakte und hier ist regelmäßige Supervision wichtig, um die Qualität der Arbeit zu begleiten und auch die Motivation immer wieder zu fördern. So kann der Kontakt für alle zu persönlichem Wachstum führen. Dazu braucht es die Bereitschaft der Helfenden, ihre Arbeit zu reflektieren. Der Mangel an dieser unverzichtbaren Bereitschaft zur Selbstreflexion ist beispielsweise ein klares Ausschlusskriterium für den Dienst auch und vor allem im Ehrenamt. Deshalb wird es immer Hauptamtlichkeit brauchen, um qualifiziertes Ehrenamt zu gewährleisten und kirchliche Gemeinschaft auch in der Diakonie zu repräsentieren.

Seelsorge in der Hospizarbeit

Vorstand Martin Wehn

Der folgende Beitrag gibt Auszüge eines Interviews wieder, das der Autor mit der Seelsorgerin eines stationären Hospizes in Bereich der Diakonie RWL e.V. im Jahr 2020 geführt hat. Die Seelsorgerin ist gemäß Rahmenvereinbarung nach § 39 a Absatz 1 Satz 4 Sozialgesetzbuch V über Art und Umfang sowie Sicherung der Qualität der stationären Hospizversorgung in der Funktion einer psychosozialen Fachkraft nach § 5 Absatz 5c eingestellt.

I: Frau S., Sie sind von Hause aus ausgebildete Ergotherapeutin. Was hatte Sie an dieser Aufgabe Seelsorge/psychosoziale Begleitung im Hospiz bei Ihrer Bewerbung interessiert? Gibt es Ähnlichkeiten zwischen Ihrer früheren Berufstätigkeit und Ihrer jetzigen Aufgabe?

S: Ergotherapie betrachtet den Menschen ganzheitlich, aber die Psyche oder die Seele spielt eher eine untergeordnete Rolle. Deutliche Parallelen sind auf jeden Fall die Anamneseerhebung, die Krankheitsgeschichte, die gesamte Biografie. Die ist in beiden Fällen sehr wichtig und steht im Vordergrund. Weil wir darauf Bezug nehmen, egal ob im pflegerischen Kontext oder in der Seelsorge beziehungsweise in der psychosozialen Begleitung. Allerdings liegt der Schwerpunkt der Ergotherapie eindeutig beim Körperlichen, der Wiederherstellung der Gesundheit. Nicht nur der individuellen Gesundheit des Patienten, sondern auch im übertragenen Sinn: Es geht auch um die soziale Gesundheit, dass Menschen möglichst in einem guten, gesunden sozialen System wohnen, leben und arbeiten. Dem seelischen, psychischen Kontext konnte ich in meinem früheren Beruf als Ergotherapeutin allerdings nur sehr wenig Aufmerksamkeit schenken. Ein weiterer Grund für meinen beruflichen Wechsel in die Seelsorge hier im Hospiz war der sehr stark getaktete Berufsalltag als Ergotherapeutin: Ich habe in zeitlich sehr engen Strukturen entweder halbstündlich oder dreiviertelstündlich einen Patienten behandelt, der dann funktionell beispielsweise in der Rehabilitationsklinik weiter behandelt werden sollte. Und wenn der dann weinend wieder abgeholt wurde, weil da eigentlich ein ganz anderes Thema im Raum stand, dann wurde mir schon die nächste Patientin gebracht.

In der Palliative-Care-Arbeit dagegen war mit klar, dass ich auf Menschen treffen würde, die nur noch eine begrenzte Lebenserwartung haben. Ich begegne da Menschen, die nicht mehr so sehr »Person« sind, sondern eher »Mensch«. Ich glaube, dass hier im Hospiz mehr die Wahrhaftigkeit im Mittelpunkt steht, wenn es um den Tod geht oder den nahenden Tod. Letztlich werden wir zwar alle sterben. Aber jemand, der das wirklich so klar gesagt bekommt, zum Beispiel durch eine Diagnosestellung, dem rückt das Sterben nochmal näher, näher als jedem anderen, der sich noch gesund glaubt oder wähnt. Dass ich dahinter schauen darf, das ist für mich ein riesen Geschenk und erlebe ich weniger als eine Herausforderung.

Die Herausforderung besteht vielleicht darin, keine Rollen spielen zu können, sondern authentisch sein zu müssen. Weil das Gegenüber es erwartet und auch alles andere nicht mehr zulassen wird. Da bin ich sehr sicher und kann das auch jetzt im Alltag spüren. Und umgekehrt gilt das auch für den Gast im Hospiz. Plötzlich fällt alles weg. Und er bleibt »bloß« dastehen. So ein Gefühl ist das. Und es scheint mir so, also wenn allein die Wahrhaftigkeit plötzlich im Raum steht. Das ist eigentlich der Punkt.

Ich war immer schon sehr interessiert und neugierig, hinter Kulissen zu schauen. Das Leben ist das eine. Aber was ist der Tod? Ist das jetzt der Gegensatz, ist er das Gegenteil vom Leben? Oder ist er das Leben? Was ist er genau? Das hat mich schon immer fasziniert. Als Kind habe ich viele Fragen gestellt. Die meisten haben gesagt: Ach, geh mir weg mit dem Tod, da will ich nichts mit zu tun haben, bist ja noch so jung. Dagegen war meine Uroma in dieser Beziehung eigentlich die einzige, die sehr offen war und den Tod und das Sterben wirklich als Teil des Lebens angenommen hatte. Und bei ihr habe ich mich als Kind immer sicher und behütet gefühlt. Sie hatte zu keiner Zeit (als sie älter wurde), Angst vor dem Tod. Sie hat das Sterben und den Tod immer akzeptiert. Dagegen habe ich eigentlich bei den meisten Menschen in meinem Umfeld eher das Weglaufen davor festgestellt. Meine Uroma hat mir im Grundschulalter viele Geschichten erzählt und aus der Bibel vorgelesen. Sie hat mir in meiner Kindersprache die Bedeutungen erklärt. Das hat mich fasziniert. Das Eigentliche war, glaube ich, ein Gefühl von Sicherheit und Überzeugung, dass sie mir damals vermittelt hat. Und dies möchte ich ein Stückweit auch weitertragen. So ist im Hospiz mein Ziel, für einen guten Abschied für beide Seiten zu sorgen: Für die, die zurückbleiben und für die, die gehen.

I: Wie sieht der typische Arbeitsalltag einer Seelsorgerin in einem stationären Hospiz aus?

S: Der Alltag ist sehr bunt. Wir dürfen Menschen in einer absoluten Ausnahmesituation begegnen. Ob das die Angehörigen, Zugehörigen sind oder der Gast dann selbst. Oder auch die betreuenden oder pflegenden Kolleg*innen, die sich ja auch immer wieder in einer Ausnahmesituation wiederfinden. Und dann immer neu Beziehungen in unterschiedlicher Weise aufbauen. Von daher ist es ein buntes Programm. Und ich lasse mich mittlerweile so ein bisschen jeden Tag neu darauf ein. Mal sehen was heute kommt.

Natürlich gibt es ein paar wiederkehrende Abläufe, die immer gleich sind. Wenn ich morgens komme, ist das erste der Austausch bei der Übergabe vom Nachtdienst auf den Frühdienst. Da bin ich dann dabei. Da erfahre ich schon das erste Mal, wie die Nacht war, wie es den einzelnen Menschen geht. Man weiß ja, die Geister kommen gerne nachts. Und die Nächte sind ja auch oft unruhig. So weiß ich eigentlich gleich, wo ich vielleicht als erstes Mal gucke. Das sagen mir die Kolleg*innen dann auch. Wo sie denken, das wäre mal ganz schön, schau da mal rein, was da ist. Das ist eigentlich das erste – der Informationsaustausch. Und dann mache ich mir einen Plan, zu wem ich wann gehe.

Danach gibt es einen Frühstückstisch, wenn Gäste zusammensitzen in der Wohnküche. Da bin ich dabei. Das gleicht dann eher einem Smalltalk, der weniger Tiefgang hat. Aber es kann auch in eine ganz andere Richtung gehen. Meist geht es aber ein bisschen darum, den Kontakt untereinander, also zwischen den Gästen untereinander, herzustellen. Weil der ein oder andere sich auch eher zurückhält. Dennoch spüre ich zum Beispiel: Der möchte eigentlich doch gerne mal etwas fragen oder in Kontakt treten. Und dann kann ich das so ein bisschen moderieren und am Ende auch anregen.

Ansonsten besteht meine Tätigkeit überwiegend in der Einzelbetreuung. Ich besuche die Gäste in ihren Zimmern und schaue wie es ist. Und ich führe auch recht viele Angehörigen- oder Zugehörigen-Gespräche. Im Vormittagsbereich sind weniger Besucher da. Da ist der Gesprächsbedarf am höchsten und auch die Konzentration der Gäste am besten. Am Nachmittag ist dann der Raum – der gehört der Familie oder den Zugehörigen. Und da gehöre ich dann nicht rein, außer es ist gewünscht, zum Beispiel: »Kommen Sie bitte mal mit. Ich weiß nicht, wie ich mit meinem Vater das besprechen soll.« Das gibt es auch und da kann ich unterstützen.

Ein weiterer Teil meiner Aufgabe ist Organisatorisches und die konzeptionelle Arbeit.

I: Wie würden Sie Ihre wichtigsten Voraussetzungen umschreiben? Warum glauben Sie, hier am richtigen Ort zu sein? Worin bestehen Ihre typischen Herausforderungen?

S: Dass ich da richtig bin, weiß ich, weil es sich richtig anfühlt. Das andere ist natürlich Empathie, hier speziell das Leben und Sterben anderer mitfühlen zu können. Was nicht mitleiden heißt. Damit man immer noch die Möglichkeit hat, sich eine gewisse Kraft oder eine gewisse Präsenz zu erhalten. Aber entscheidender finde ich fast Authentizität. Und genauso gehört auch dazu, die »Klappe halten« zu können – das heißt, das Zuzuhören als wirkliches Hinhören zu praktizieren. Wahrnehmen, was da kommt und sich letztlich frei machen von allen eigenen Überzeugungen oder Ideen. Das finde ich ganz wichtig. Und ich merke auch, wie schwer das ist. Da übe ich noch sehr daran.

Ich hatte zu Beginn meiner Tätigkeit schon häufig vorformulierte Ideen im Kopf zu den jeweiligen Fragestellungen des Hospizgastes: »Was will der andere mir sagen? Was soll ich ihm sagen?« Auch die Vorstellung: »Ich muss ein Angebot machen. Ich muss die Lösung haben.« Das war ein hoher Anspruch, den ich an mich hatte, der aber völlig unsinnig ist.

Jetzt habe ich einen anderen Zugang gefunden, der absolut gut funktioniert: Lösungen zu finden, aus dem anderen heraus. Antworten zu haben, die im Gegenüber schon vorhanden sind. Und die befreiende Erkenntnis: »Wir brauchen den Weg eigentlich nur zusammen zu gehen.« Und ich habe die Überzeugung gewonnen, dass manchmal gute Fragen wichtiger sind als Antworten. Die ja schnell in Besserwisserei ausarten und das Gegenüber in die Position eines Hilfesuchenden oder Bittstellers bringt. Dabei ist mir die Gleichwertigkeit beider Personen besonders wichtig, dieses »auf einer Ebene« zu kommunizieren.

Mit großer Dankbarkeit erfüllt mich, dass ich so viel von diesen Menschen lerne. Das ist unfassbar. Wirklich immer wieder neu in Beziehung treten. Und auch einfach zu spüren, selbst wenn sich der Gesundheitszustand des Gastes dann sehr schnell und rapide verändert, wie wir dann trotzdem miteinander weitergehen können. Mitunter ist das ja irgendwann mit Worten nicht mehr möglich. Dann kreist das »Gespräch ohne Worte« um solche Themen wie: »Was ist? Was kommt danach? Was können wir trotzdem?«

Eine wirklich große Herausforderung ist für mich, mit dem Leid derer umzugehen, die zurückbleiben werden. Weil ich da so deutlich fühle, welche Welt dann zusammenbricht. Und wenn da kein Halt ist und ich das auch weiß, dann kann und darf ich das nicht irgendwie zum Thema machen. Denn ich werde mit den Zugehörigen keine weitere Zeit mehr haben. Denn der Zugehörige wird gehen. Und dann ist meine Aufgabe schon wieder bei einem neuen Gast unseres Hospizes – das ist meine Aufgabe und das ist gut so. Dann ist die Beziehung zu den Zugehörigen ja auch beendet.

Aktuell habe ich deshalb eine kurze Übersicht mit Ansprechpartner*innen und Adressen zusammengestellt, die Zugehörige in ihrer Trauer weiter unterstützen können. Die gebe ich den Zugehörigen an die Hand, damit sie einen schnellen Kontakt herstellen können zu Beratungsstellen, Trauerbegleiter*innen, Trauercafés oder -gruppen. Dann sind sie nicht allein, wenn sie es nicht wollen. Wenn jemand allein sein möchte und keinen Kontakt haben möchte, ist das auch in Ordnung.

Ich sehe auch, dass eventuell jemand für sich keinen Boden unter den Füßen hat. Es kann einem im Leben ja alles genommen werden – alles Materielle, alles Wissen, alles was ich mir angeeignet habe, alles an Theorie. Wir »haben« das alles nicht. Und dann fragen wir uns,

wo ist unser Anker? Und das bedauere ich meinerseits, wenn Menschen da nichts haben, die den Grund des Lebens für sich noch nicht gefunden haben. Ich will ja nicht missionieren. Das kann ich auch nicht. Dabei geht es mir nicht um den speziell christlichen Glauben, sondern eher grundsätzlich darum, für sich einen inneren Halt zu haben. Auch wenn einem angesichts des Todes alles wegbricht.

I: Welche Angebote im Rahmen von Fort- oder Weiterbildung könnten Sie gut gebrauchen?

S: Was ich spannend finde, weil ich viel mit Familiensystemen zu tun habe, wäre tatsächlich so eine Form von systemischen Aufstellungen. Um vielleicht manchmal in Situationen etwas den »Druck auch vom Kessel« zu nehmen. Da hilft manchmal, ganz kurz obendrauf gucken zu können. Und da finde ich sogenannte Brett-aufstellungen ganz gut. Das ist wie so ein Spielbrett mit Spielfiguren, wo die Beteiligten dann eine Situation darstellen, also alles, was im System irgendwie eine Rolle für Zugehörigen oder den Hospizgast spielt. Das würde ich gern mal lernen. Und dann können die Beteiligten selbst Lösungen entwickeln.

Und das andere, was mir tatsächlich fehlt, ist der akademische Hintergrund der Theologie. Es gibt zahlreiche Fragen und Themen, die ich gerne klären würde – wie damals als Kind mit meiner Oma. Speziell auf den Bereich bezogen, wo es um das Lebensende und das Abschiednehmen geht. Seelsorge umfasst das ganze Leben, aber dennoch werden am Ende des Lebens ja bestimmte Fragen gestellt. Hier, denke ich, werden auch bestimmte Teile der Bibel besonders wichtig. Das würde ich schon genauer wissen wollen. Diese beiden Themenkreise, da weiß ich, dass die mir helfen würden.

I: Was ist Ihr eigener Anspruch, wenn Sie eine sterbende Person begleiten?

S: Einerseits habe ich den Anspruch an mich, mich aufzulösen, dass die Präsenz wirklich die Person hat, die gerade im Sterben begriffen ist. Und ich möchte diese Person durch meine Anwesenheit nicht stören. Auf der anderen Seite aber möchte ich eine Präsenz haben, die der Person eine gewisse Sicherheit gibt in dem ganzen Sterbeprozess. Es ist so eine Mischung aus beidem.

Manche der Hospizgäste, die sich auf das Sterben vorbereiten, schauen ja schon rüber in die andere Welt, wenn man das so sagen darf. Und dann darf ich das auch sehen. Ich bemühe mich, in einer stillen Zurückhaltung eine Situation zu ermöglichen, in der mir der andere erzählt, was er gerade sieht, sofern er noch in der Lage ist sich verbal mitzuteilen. Und diese Person erlebt, dass sie bei mir kein ungläubiges Erstaunen weckt, sondern spürt, ich sehe so ungefähr das Gleiche wie sie. Das muss man sich so vorstellen, als wäre der Raum, die andere Welt nochmal dahinter präsent. Und dann kommen wir aber in dieser anderen Welt ins Gespräch. Ich darf dahin mitgehen.

I: Zum Abschluss würde ich gerne nochmal auf die Bedeutung des christlichen Glaubens zu sprechen kommen.

S: Für mich ist mein Glaube die absolute Grundlage für diese Arbeit. Wenn ich mit Kolleg*innen spreche, sage ich das auch immer wieder. Ich lebe in dem vollen Vertrauen, dass der Tod nicht eine Art Gegenspieler ist, vor dem ich wegrennen muss. Sondern er ist gewollt und ein wichtiger Teil des Lebens. Er ist auf jeden Fall nicht eine Art »böses Ende«. Wenn wir im Glaubensbekenntnis sagen, Jesus hat für uns den Tod überwunden, was soll mir denn noch passieren? Das ist so für mich so klar, das ist, glaube ich, das, was mich auch in der Arbeit trägt. Und was es mir auch leichter macht. Das ist für mich das Leben. Also

wahrhaftiger als im Hospiz kann der Glaube an die Auferstehung von den Toten nirgendwo sein.

Auch die Gäste spüren offenbar, dass ich eine Mischung aus Fröhlichkeit und Sicherheit in mir habe. Auch die fragen, wie können Sie das als Beruf ausüben? Das sind aber meistens die, die sich selbst noch nicht damit auseinandergesetzt haben. Die meisten finden zu einer Art Basis, einem Grundvertrauen oder einem Glauben, zurück. Und wenn sie das geschafft haben, dann ist der Punkt auch erreicht, wo sie leicht gehen können. Und das sieht man. Es ist wie ein Kampf, der vorher stattfindet. Und danach ein Sichergeben oder Hingeben. Das kann man auch bei Verstorbenen sehen, wenn dann ein Gesicht da ist, das sich löst. Das hat nicht nur rein körperliche oder physiologische Gründe. Sondern das hat wirklich auch was mit dem Seelenleben oder mit dem Entdecken von dem zu tun, was dann da ist.

In unserem Team fühle ich mich als fester Bestandteil, trotz meiner Sonderrolle zwischen allen anderen Berufsprofessionen. Man fragt mich und bittet mich auch, in bestimmten Situationen nach den Gästen zu schauen. Insoweit ist meine Profession mittlerweile fest verankert. Ich bin die Ansprechpartnerin in diesen Fragen um das Erleben und Verarbeiten von Sterben und Tod. Selbst wenn man nicht genau weiß, was ich da jetzt im einzelnen tue. Manchmal wünsche ich mir natürlich, dass ich ähnlich wie meine Kolleg*innen eine Arbeit »abliefern« kann. Das ist aber bei mir nicht so. Das kann ich aushalten.

I: Gibt es bestimmte Rituale, die Ihre Arbeit unterstützen?

S: Auf jeden Fall. Bevor ich einen Gast in seinem Zimmer aufsuche, atme ich erst mal durch. Ich bringe mich erst mal selbst zur Ruhe, bevor ich in die nächste Situation gehe. Das Begrüßen eines Gastes und Verabschieden eines Gastes sind immer davon geleitet, dass ich ihm gute Wünsche auf den Weg gebe. Dass ich für ihn bete: für einen guten Weg, den Übergang, wenn er im Sterbeprozess ist. Aber auch danach. Das macht es rund.

I: Was tun Sie, wenn jemand verstorben ist und noch in seinem Gastzimmer aufgebahrt ist?

S: Das ist das Schönste eigentlich. Das ist ja für mich immer ein heiliger Raum, den ich dann betrete. Im Bild gesprochen: Wenn da jetzt eine Uhr hängen würde, müsste sie stehenbleiben. Weil dieser Moment, der ist aus der Zeit genommen. Das ist auch fühlbar. Und diese Art von Stille, die kann man gar nicht erklären. Als würde ich tatsächlich ein Stück die andere Welt betreten. Und dann mache ich da im Raum meistens die Augen zu. Denn es geht mehr um das Empfinden als um den leblosen Körper. Bei manchen Verstorbenen bleibe ich relativ weit weg vom Bett stehen. Manchmal stehe ich am Fußende. Und manchmal gehe ich ganz nah ran an die Seite und flüstere fast ins Ohr.

Aber manchmal ist da auch was anderes, wenn ich das Gefühl habe, weiter weg sein zu sollen. Das ist dann auch richtig. Dann habe ich auch das Gefühl, das hat etwas mit Respekt zu tun. Oder auch manchmal mit einem Schutz. Den erbitte ich mir vorher immer, wie einen Schutzhimmel, indem ich wirklich Gott anspreche. Es sind immer Dinge im Raum (ich will nicht gleich sagen das Böse), aber doch Zurückgebliebenes, das mich vielleicht anspringt, wenn ich ohne diesen Schutz in das Sterbezimmer gehe.

I: Vielen Dank für das Gespräch.

Aus den im Interview angesprochenen Themen möchte ich folgende Thesen im Raum des Diakonischen Werkes Rheinland-Westfalen Lippe e.V. – Diakonie RWL zur Diskussion stellen:

- Seelsorge ist genuiner Bestandteil der ambulanten und stationären Hospizarbeit. Nicht zu unterschätzen ist der gesamtgesellschaftliche Konsens ihres Stellenwertes, der sowohl konzeptionell als auch rechtlich zu einer Rahmenvereinbarung zwischen den Leistungsträgern und den Wohlfahrts- und Fachverbänden bundesweit im Rahmen des Sozialgesetzes V § 39a geführt hat. Ebenso ist damit ihre Refinanzierung geklärt.
- In den übrigen Geschäftsfeldern des Sozialgesetzes V fehlt diese Klärung und finanzielle Absicherung mit Ausnahme der »Gesundheitlichen Versorgungsplanung für die letzte Lebensphase« in der Eingliederungshilfe (§ 132g SGB V).
- Seelsorge wird insbesondere in der häuslichen und stationären Altenhilfe nur dann einen den Hospizleistungen vergleichbaren Stellenwert erhalten, wenn ihre personelle Ausstattung und Refinanzierung ebenso abgesichert wird wie in der Palliativversorgung. Gemeinnützig aufgestellte Unternehmen von Diakonie und Caritas werden ohne entsprechende Leistungsvereinbarungen aufgrund des nicht auskömmlichen Pflegegesetzes und der überproportional hohen Tarifstrukturen aus Eigenmitteln dazu nicht in der Lage sein.
- Zukünftig muss der Qualifizierung von beruflich tätigen Seelsorger*innen konzeptionell noch mehr Beachtung geschenkt werden. Insbesondere die Qualifizierung und landeskirchliche Zulassung der beruflichen Mitarbeit von bisher rein ehrenamtlich Engagierten (zum Beispiel GemeindeSchwestermodell des Diakoniewerkes Ruhr-Witten) oder Quereinsteiger*innen beziehungsweise Berufswechsler*innen (vergleiche Interview) muss theologisch, didaktisch und konzeptionell ausgebaut werden.
- Theologisch wäre zu wünschen, dass zukünftig Konzepte einer energetischen Seelsorge (vergleiche Manfred Josuttis, Segenskräfte. Potentiale einer energetischen Seelsorge 2000 sowie derselbe, Kraft durch Glauben. Biblische, therapeutische und esoterische Impulse für die Seelsorge 2008) sowie leibphänomenologische Ansätze (vgl. Andrea Bieler, Verletzliches Leben. Horizonte einer Theologie der Seelsorge 2017) stärkere Beachtung finden, um dem diakonischen Auftrag, Menschen in einer sich zunehmend säkularisierenden Gesellschaft zu stärken, umfassend nachkommen zu können (vgl. Kerstin Lammer, Sebastian Borck, Ingo Habenicht, Traugott Roser, Menschen stärken. Seelsorge in der Evangelischen Kirche 2015).

Autor*innenverzeichnis

Professor Dr. Dieter Beese, Professor (apl.) für Praktische Theologie an der Evangelisch Theologischen Fakultät der Ruhruniversität Bochum, Dieter.Beese@ruhr-uni-bochum.de

Pfarrer Markus Eisele, Theologischer Vorstand der Graf Recke Stiftung, M.Eisele@graf-recke-stiftung.de

Pastor Dr. Ingo Habenicht, Vorsitzender des Vorstand und der Geschäftsführung des Evangelischen Johanneswerk, ingo.habenicht@johanneswerk.de

Pfarrer Dr. Dietmar Kehlbreier, Geschäftsführer, Diakoniepfarrer Evangelischer Kirchenkreis Recklinghausen, d.kehlbreier@diakonie-kreis-re.de

Pfarrer Uwe Leicht, Geistlicher Vorsteher der Evangelischen Stiftung Tannenhof; uwe.leicht@ekir.de

Pfarrerin Iris Müller-Friege, Evangelische Seelsorgerin des LVR Klinikum Essen, iris.mueller-friege@lvr.de

Diakonin Sabine Noack, Krankenhausseelsorgerin, Ausbildungsleitung, sabine.margarete@web.de

Pfarrer Dietmar Redeker, Pfarrer Graf-Recke-Stiftung, d.redeker@graf-recke-stiftung.de

Pfarrerin Sabine Richter, Stabsstelle Diakonische Entwicklung und Seelsorge kreuznacher diakonie, sabine.richter@kreuznacherdiakonie.de

Claudia Weik-Schäfer, Mitarbeitendenseelsorgerin der Diakonie Düsseldorf, claudia.weik-schaefer@diakonie-duesseldorf.de

Diakon Ulrich Severitt, Jugendarrestanstalt-Seelsorger, Gemeindedienst, ulrich.severitt@ekir.de

Pfarrer Martin Wehn, Theologischer Geschäftsführer der Diakonie Mark-Ruhr, martin.wehn@diakonie-mark-ruhr.de

Impressum

Herausgeber

Diakonisches Werk Rheinland-Westfalen-Lippe e.V. – Diakonie RWL
Lenastraße 41
40470 Düsseldorf
Telefon 0211 6398-0
[E-Mail info@diakonie-rwl.de](mailto:info@diakonie-rwl.de)
www.diakonie-rwl.de

Verantwortlich

Pfarrer Christian Heine-Göttelmann

Redaktion

Helga Siemens-Weibring
Claudia Broszat

Februar 2021